

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 13.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Bänden
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 1. Juli 1891. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/4 M.

XVIII. Jahrg.

Rauchdruck verboten.

Das Gut im Monde.

Novelle von Marie von Olfers.

1.

In einem engen Dachstübchen der Großstadt saß ein junger Bursche. Dürstig sah es um ihn her aus, veräuchert der Hof, auf den das Fensterchen blickte; aber eine schlanke Akazie nickte und winkte ihm mit ein paar duftigen Blüten. Sie war sonst ganz verdorrt; nur diesen einen Zweig streckte sie wie einen Arm sehnsüchtig nach dem Jünglinge aus.

Er war ein Dichter und genoß dies Liebeszeichen der Natur aus vollem Herzen.

Der Nermlichkeit ringsumher kaum bewußt, weilte seine Seele in einem Lande, über welchem ein leuchtender Himmel blaute; darunter funkelte das Meer, besäumt von Orangenwäldern und Myrten, begrenzt von klaren, edlen Gebirgslinien.

Er war auf seinem Gut im Monde. Eben trat

das hohe Gestirn majestätisch aus einer dunklen Wolke und überfluthete das Zimmerchen mit märchenhaftem Glanze. Eine alte blecherne Dose funkelte, als sei sie pures Silber. Servaz war bei seiner Heldin; eben sollte sich ihr schweres Geschick vollenden. Sie starb als Märtyrerin. Wie er sie liebte, wie sie ihn ansah mit brechendem Auge! Immer noch fand er nicht das rechte Wort.

Er legte sich zum Fenster hinaus; die Akazie duftete doppelt süß, die Ecken und Schärpen der Häuser verschwammen sanft in weichen Nebeln. Er träumte. Lange und tief muß der Traum gewesen sein, denn immer noch blickte er hinaus, und schon wurde es auf der Straße lebendig.

Mägde holten ein, Schulbuben liefen mit Mappen vorüber, Handwerker gingen an ihre Arbeit.

Er redte und dehnte sich. Bequem mußte das Bett auf dem Monde nicht gewesen sein. Hinaus wollte er, vor das Thor, in's Freie.

Da klopfte es.

Er ging an die Thür und öffnete; der Briefbote hielt ihm einen Brief entgegen; — Briefe bekam er sonst nie. Verwandte hatte er nicht, der letzte Onkel, ein

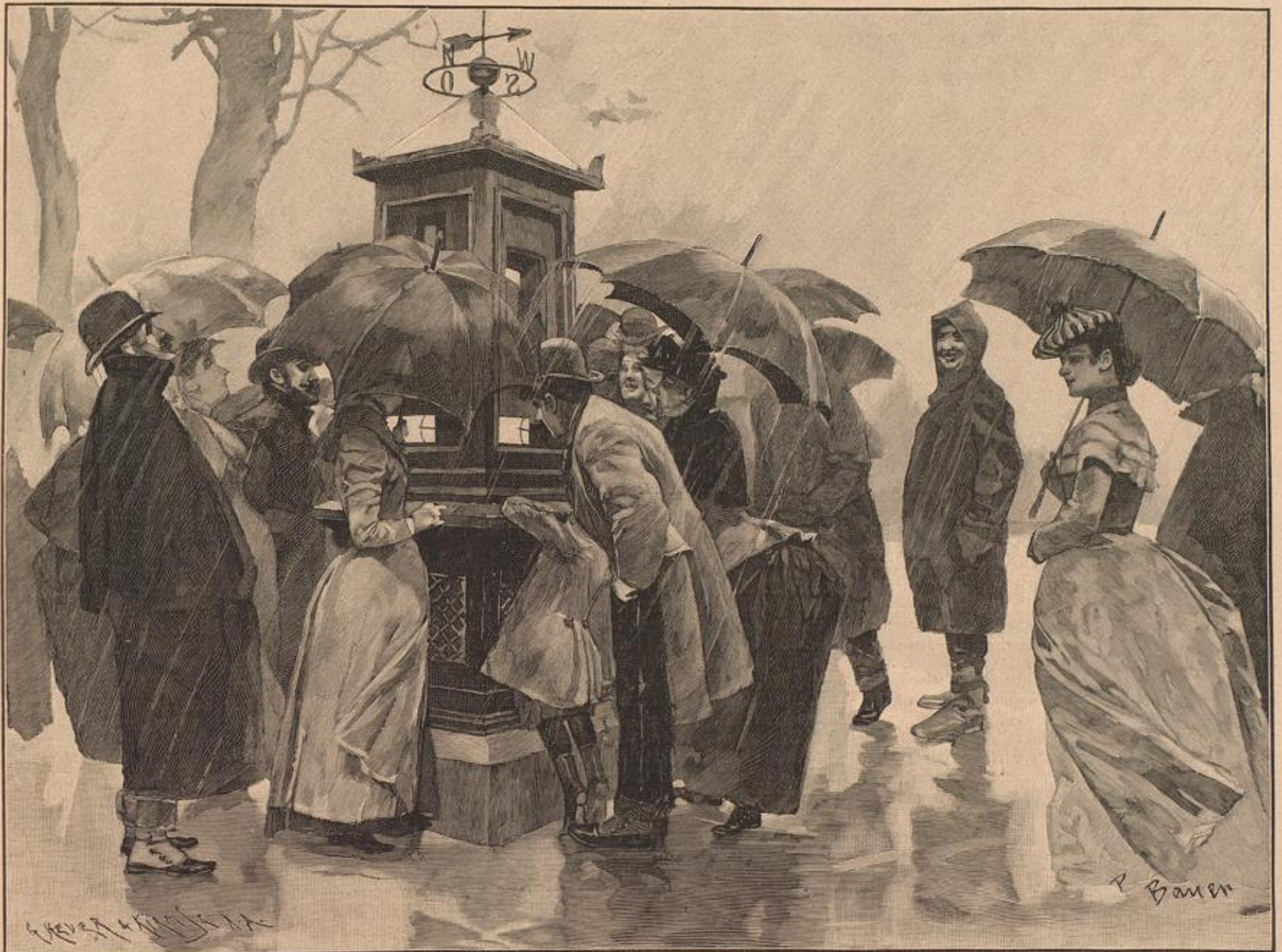
alter, menschenscheuer Kauz, der von Niemandem Etwas wissen wollte, war kürzlich gestorben. Und dieser Brief war ein Geldbrief.

Erst glaubte er an ein Versehen, — wer sollte ihm Geld schicken? Aber der Brief war richtig adressirt. Servatius Lilienstern. Er untersuchte den Schatz, mehrere Hundertmark-Scheine fielen heraus.

So viel hatte er selten bei einander gesehen. Er wurde ganz roth vor freudigem Schreck. Sein erster Gedanke war seine Märtyrerin; jetzt sollte sie Leben bekommen, gedruckt werden.

Als er aber weiter las, verschwand sie wie ein Schemen, die Wirklichkeit trat hervor, das Gut im Monde zurück. Sein Onkel hatte ihm, ihm, Servatius Lilienstern, sein Gut, das Familien-Gut Dornbusch hinterlassen.

Der Brief war von einem Advolaten, des Onkels Testamentsvollstrecker. Der alte Onkel tauchte vor ihm auf, seiner Mutter Bruder. Einmal hatte er ihn gesehen, einmal zu Servaz gesagt: „Junge, Du gefällst mir.“ Starr sah Servatius da, die Augen auf das Blatt gerichtet, auf welchem ihm seine Phantasie eine herrliche Besitzung vorzauberte. Vor ihm lag's am



Schlecht' Wetter. Von P. Bauer. — Siehe Seite 103.

breiten Ströme, er spürte den Meerduft, den ihm über blumige Wiesen und duftige Wälder der Wind zutrug. Dort leben, dort dichten. Seligkeit auf Erden!

Mit welcher Nüchternheit gedachte er der verstorbenen Eltern; wie hatten sie sich einen grünen Fleck gewünscht und hatten es nie über einen Basiliskentopf am Fenster gebracht.

Er kannte das Gut wohl; als kleiner Junge war er mit der Mutter dort gewesen. Wie eine Fata Morgana tauchte es vor ihm auf. Gleich wollte er hin, obwohl der Advokat schrieb, er solle sich lieber ansagen. Ehrentypen waren ihm ein Greuel, seinen Ruhm dachte er sich anders.

Er bezahlte die Wirthin großmüthig. Jeder bekam etwas ab von seinem Glück. Alle Hausgenossen hatten ihn gern und sahen ihn ungern scheiden. Voll Sonne zog er auf der Fahrt die frische Lenzluft ein; er begriff nicht, daß er ohne sie all die Zeit hatte leben, athmen können. Erst von heute an dünkte er sich ein Berechtigter auf dieser Erde, als gehöre ihm die Welt und Natur ganz anders, als vorher.

Wie erinnerte ihn dieser Duft von Korn, Wald und Meer an seine Kindheit, an die Mutter!

Von der Eisenbahnstation aus mußte er zu Fuß gehen, da er keinen Wagen bestellt hatte. Der Weg ging damals durch einen großen Forst. Der Onkel ließ keinen Baum schlagen; ein wahrer Urwald war's gewesen, voll Hopfengehänge und Brombeerranken.

Umsonst sah er sich jetzt danach um; öde und sandig lag der Pfad vor ihm. Am Heidekraut, an den Stubben allein erkannte er die Stätte. Ein ohnmächtiger Versuch welcher Zuderrüben; endlose Kartoffelfelder.

Enttäuscht ging er weiter und rächte sich an den Distelstauden, die am Raine standen.

„O, mein Wald! mein Wald!“ seufzte er. „Wer hat dich verwüdet? Ich hätte dich geschützt!“

Und er schwor sich, keinen Baum mehr fällen zu lassen, sollte er ihm auch mit Gold ausgewogen werden.

Es ging auf die Mittagsstunde. Die Sonne stach; er watete durch tiefen Sand. Ach du lieber Himmel, dachte er, irdische Güter sind doch viel beschwerlicher zu erreichen, als mein Gut im Monde! —

Das also war sein Haus. Dem Kinde schien es damals ein Schloß; was ist die Phantasie für eine lügenhafte Creatur!

Ein uralter Kasten von Backsteinen lag vor ihm, freilich vorn mit dem Wappen der Lilienkronen, hinten aber mit einem bedenklichen Riß in den Hofgebäuden, aus welchem eine wilde Bestie von Bulldogge hervorschoß. Ein Zahn stand ihm als Warnungstafel aus dem Munde.

„Hallo, Troll!“ schrie eine keisende Weiberstimme, „hüten Sie sich, die giftige Kröte beißt! Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

Troll schien mehr Menschenkenntniß zu besitzen, als Jungfer Rosalie Hegerimm, oder er hatte Angst vor dem großen Stocke, — genug, er stutzte.

Servaz nannte sich. Mamsell Rosalie begriff endlich; sie knirzte und jammerte, daß der gnädige Herr so überraschend komme, nun sei nichts Anständiges zu essen im Hause. Die Hühnlein zu jung, ganz Bein, die Kohlraabi zu alt, ganz Stein. Der Verwalter hielt Alles unter Schloß und Riegel und sei fortgefahren, käme erst morgen wieder, es sei nur das Bett des seligen Herrn zurecht gemacht. Ueberhaupt sähe es jammervoll bei ihnen aus. Erst sei die Saat erfroren, dann ertrunken, jetzt verrotten, den Wald hätte die Ronne gefressen, der Herr müsse es gesehen haben. Die neue Scheuer sei abgebrannt, und so fuhr sie, neben ihm hergehend, in lamentirender Weise fort, ihm alles Unglück aufzuzählen, das ihn schon betroffen hatte und noch betreffen würde, während ihre paar grauen Haare im Winde flatterten und ihre dünnen Gebeine zu klappern schienen. Servaz ging es zu einem Ohre hinein, zum anderen heraus. Er war wieder auf dem Monde; unsanft kam er herunter.

Wüst sah es aus. Zimmer, in denen Ratten hausten, Felder, auf denen nichts wuchs; überall halbverhungerte Herden.

Der Hund ging immer mit ihm, als mache er die Honneurs dieses Erbstückes. Offenbar hatte er sich in die Situation gefunden und Servaz als Herrn anerkannt. Hunde erkennen meist die Verwandtschaft.

Mamsell Rosalie war ganz erstarrt. Diese Bestie, die ihnen so viel Noth gemacht, die Niemandem gehorchte, seit der Onkel todt war, der ihn verzogen, verwöhnt, wie einen Sohn behandelt hatte! Da ging dieser tückische, gefährliche Tiger und sah aus, als könne er keinem Würmchen etwas anhaben.

Troll hörte mit einer Art Lächeln, indem er die Oberlippe empor zog, diese Verdächtigung seines Charakters.

Servaz strich ihm über den runzligen Kopf. „Du sollst es gut haben,“ sagte er, „wie Alles, was mir angehört.“

Eine Mehlsuppe, welche Mamsell Hegerimm als

einzig Delicatsse bereitet und ihm im dunklen Zimmer des Erdgeschosses sammt einer Portion Fliegen servierte, stimmte ihn noch mehr herab.

Um sich zu befreien, zog er mit Troll beim letzten Abendsein hinaus in den Wald, der ihm geblieben, um richtig Besitz zu nehmen und sich zu freuen an dem schönen Stückchen Erde, welches ihm der Onkel geschenkt. Troll sprang trotz seines hohen Alters in seligen Capriolen voraus.

Schön war es; immer schöner wurde es, und als er erst am Flusse entlang über Wiese und Feld in den Wald trat, jauchzte er so laut, daß Troll ihn erschreckt ansah. Die Kiefern leuchteten roth, das Wasser glänzte, weiße Nymphenblumen wuchsen darauf, über denen die Schmetterlinge und Libellen gaukelten.

Er setzte sich in das grüne Moos; über ihm eine mächtige Tanne, den Ausblick auf den stillen See. Den Kopf stützte er in die Hand. Woran dachte er? Nicht an die Wirklichkeit, die ihn fortan in ihre Gewalt bekam, er war wieder in einem Lustschloße, nur daß es jetzt hier aufgebaut werden sollte, hier in diesem Sande.

Mit Liebe sah er jedes Blümchen an; es wuchs, gedieh; aus den dünnen Feldern sproßten Riesengarben. Glückliche Menschen arbeiteten wie im Spiel.

Troll, dem die poetische Reise in's blaue Land zu lang wurde, zwifte ihn am Ärmel.

Er hatte Recht, wie konnte er jetzt träumen, dazu war später Zeit, erst mußte er handeln.

Es dunkelte schon, als er nach Hause kam; der volle Mond stieg herauf, aber er schien ihm ein Anderer, als der in seiner Dachkammer. Sein Gut war nicht mehr droben bei ihm. Hier war's, all der Glanz lag auf seinem Grund und Boden. Still war's um ihn her. Wie in vergangener Nacht lag er noch lange im Fenster. Macht, Ruhm hatten einen neuen Klang.

Troll holte sich den Rest der Mehlsuppe, dies schien Mamsell Rosaliens einziges Gericht. Grollend zog er sich zurück.

Wie erstaunt war Servaz, ihn am Fußende des alten Bettes behaglich schlafend zu finden, als er sich zur Ruhe legen wollte.

Empört warf er ihn hinaus. Der Hund knurrte, schlich dann beschämt in eine Ecke und sah ihn von da aus mit klugen Augen an, die er blinzelnd schloß und öffnete.

Todtmüde legte sich Servaz nieder und schlief ein. Er schlief unruhig, als läge ein Alp auf ihm. Endlich konnte er die bleierne Last abschütteln, die Sonne stand hoch am Himmel. Troll, der auf seinen Füßen gelegen, sprang eifertig herab. Schon hatte er den Stoc erhoben, aber er legte ihn wieder fort, winkte dem Thiere und sagte:

„Ich verstehe, Troll, dies war Dein Platz zu des Onkels Zeiten, ich will keinen verdrängen, ich überlasse Dir das Bett und suche mir eine andere Lagerstatt.“

Der Hund grinste, als verstände er ihn, kam heran und legte ihm dankbar die Hand.

Der Verwalter war unterdessen von seiner Vergnügungstour heimgekommen. Sie endete auf diese Weise sehr kläglich.

Ein Poet und sein Gut selbst bewirthschaften! Welcher Unsinn! Daran hatte er nicht von fern gedacht; das würde er ihm eintränken. Er stand vor der Thür, unter dem Fenster des nichtsahnenden Träumers und schüttete im Verein mit Jungfer Rosalie sein Herz aus.

Wo sollte er denn mit den Kindern bleiben, wenn der sich hier breit machte? Der Onkel hatte sich mit dem schlechtesten Zimmer begnügt, aber der war ein Philosoph gewesen; Dichter und Künstler dagegen machten heutzutage Ansprüche wie die Prinzen, er sähe es ja in der Stadt. Nun, dieses Dornbusch sollte ihm ein städtischer Aufenthalt werden!

„Machen Sie ihm nur das Leben recht unbequem, Jungfer Hegerimm!“

Jungfer Rosalie lächelte essigsaure. „Dazu brauche ich mich gar nicht anzustrengen, das geht ganz von selber.“

Servaz hatte einst eine ländliche Idylle geschrieben; er dachte jetzt daran, als ihn der Verwalter stundenlang herumschleppte. Diese Realität war doch etwas Anderes.

Er schleifte ihn im glühendsten Sonnenbrande über Sturzacker, in Kuh-, Schaf-, Pferdehülle, ließ ihn an jedem Düngerhaufen riechen, Alles, während er stöhnend bewies, daß es auf der Welt keinen geplagteren, elenderen Menschen gäbe, als einen Gutbesitzer.

Aber er hatte sich in Servaz verrechnet. Seine Dichterkraft verwandelte sich in einen brennenden Thaten-durst, Alles hier zu ändern, zu verbessern; unter ihm sollte das goldene Zeitalter beginnen.

Der Verwalter zuckte mittheilend und ungläubig die Achseln. Wenn es der Herr durchaus probiren wollte. Ja, das wollte er.

Und er beschwor Herrn Verwalter Dickkopf in rührender Unschuld zu bleiben und ihm zu helfen.

Dickkopf kam sehr aufgeregter nach Hause und räumte Hals über Kopf die guten Stuben unter dem Geheul

der jungen Dickköpfe, welche glaubten, die Welt ginge unter. Es erhob sich ein wahres Zetergeschrei, ausgeführt von seiner Frau und der wilden Völkerschaft seiner Kinder. Er hatte sechs Stück, und man mußte sagen, sie sprachen für die Nährkraft des Gutes.

Die so mühsam comprimirt Familie wünschte Junker Servaz in das Land, wo der Pfeffer wächst.

Er merkte nichts davon, lag im Walde und träumte.

So verhalte der Jammer der Dickköpfe ungehört, sonst hätte ihn der schmerzliche Ton vielleicht an seiner Beglückungs-Theorie irre machen können.

Herr Dickkopf wußte aber, was er that und sagte: „Schweigt, es ist ja nur für eine Weile, da ist Alles auszuhalten, wenn es nicht Kopf und Kragen kostet, und die sind beim Herrn gefährlicher, als bei uns!“ —

Junker Servaz begann damit, sich der sogenannten „Mutter“ zu erbarmen. Jeder, der auf dem Lande gewesen, kennt sie. Es sind die Alten, Schwachen, Kranken, die das Gut mit durchfüttert.

Wie jammervoll diese Ruinen ausfahen, und die sollten arbeiten! Das Gnadenbrot mußten sie haben.

Er verhielt es ihnen, als sie ihm unter Thränen Kopf und Hände küßten. Herr Dickkopf wettete, erklärte Alles für Verstellung; selbst den Buckel der Mutter Vorschen. Mit der Peitsche sollte man kommen, dann sprängen sie wie die Lämmer.

„Bei mir soll das nicht sein,“ erklärte Servaz, „davon werde ich nicht arm, die Alten und Schwachen sollen bei mir Ruhe haben.“ Er merkte kaum, daß er den ältesten Hahn des Hühnerhofes zum Mittag bekam, so hochgestülgt gingen seine Pläne über Dornbusch.

Phantasien, die er sonst nur dem Papier anvertraut, — hier sollten sie Wirklichkeit werden: Dornbusch ein Mustergut! Die primitive Ziegelei wollte er durch Dampf-betrieb erweitern, wie er auf den Gütern eines steinreichen Gönners gesehen, auf den Wiesen eine Schweizer Molkerei anlegen. Er sprach viel mit Dickkopf darüber; der aber lächelte boshaft.

„Es fehlt nur das Geld, gnädiger Herr. Es gäbe freilich Leute, die auf Dornbusch borgten, da es ganz schuldenfrei ist; aber Geld ist theuer.“

Schulden! Er erschrak; er hatte nie einen Groschen Schulden gehabt. Leute, die von der Hand in den Mund leben, haben meist nicht den Muth dazu, auch borgt ihnen so leicht Niemand.

„Ich habe mir durch lange Arbeit ein Sämmchen gespart,“ fuhr Dickkopf fort, „ich würde es d'r an wagen. Freilich nicht ohne gute Sicherheit. Es muß auf das Gut eingeschrieben werden. Der gnädige Herr hat Recht, ein Gut muß Betriebs-Kapital haben, und wenn es nicht da ist, muß man es sich schaffen.“

Bei sich aber dachte er: „Ja, das geht ja noch besser, als ich dachte, besser als beim Philosophen, da sollte man immer Alles beim Alten lassen. Diesen jungen Durchgänger wollen wir bald zahm machen, — und er rieb sich vergnügt die Hände: Dickkopf, Du wirst früher als Du dachtest Besitzer von Dornbusch!“ —

Servaz dagegen war ganz Dankbarkeit; er meinte in seiner Unschuld, solch' einen braven, erfahrenen Mann zur Seite, — brav schienen ihm alle Menschen, — könne es ihm nicht fehlen. Bösewichter kannte er nur in der Kunst, wo sie als Schlaghatten durchaus nothwendig waren. Er hatte die Welt bis jetzt allein von der freundlichen Seite gesehen. Geduld hatte nie zu seinen Tugenden gehört, und als Poet war er gewöhnt, seine Pläne schnell zur Ausführung zu bringen, es gehörte nur Papier und Feder dazu. Hier gewissermaßen auch, aber die Wechsel, die er schrieb, waren kostbarer Material.

Es begann ein reges Leben auf Dornbusch, eine Wirthschaft mit Dampf, bei der die alten Dornbuscher Mund und Nase aufsperrten. Sie waren ihm eigentlich Alle gut, diesem freundlichen, hilfreichen Herrn, der fast aussah wie ein Knabe; hatte er nicht mit eigener Gefahr den kleinen Sohn der Vorschen aus dem Wasser gezogen? Keiner ging ungehört, ungetröstet von seiner Thür.

Natürlich wurde das bald ruckbar, es zog eine Wallfahrt bedenklicher Gestalten nach Dornbusch, die nur durch Dickkopf's gefürchtete Knute im Zaume gehalten wurden.

Selbst das alte morsche Haus bekam ein freundliches Ansehen; erst hatte Servaz bauen wollen, aber der Epheu, der die alten Mauern umklammerte, that ihm leid. Kartoffeln und Kohlpflanzen verschwanden aus seiner Nähe, an die Stelle der Disteln, Nesseln, Kletten, traten hochstämmige Rosen und seltene Pflanzen; die hohen Alleen wurden gesäubert.

Es war herrlich; wie schön hätte man dort dichten können, wenn nur Zeit dazu gewesen wäre, aber diese mühselige Landwirthschaft ging ja wie ein Mühlrad, immer um und um, keine Ruhe, immer etwas los und meist etwas Unangenehmes . . .

2.

Die Nachbarn hatten Dornbusch's Verwandlung, — man hätte es jetzt eigentlich Rosenbusch nennen müssen, — mit Stauern gesehen.

„Der muß ein feiner Mann sein!“ sagten sie. Am tollsten überrascht war der einzige Freund und Vertraute des Onkels Philosoph, Hans Saatwinkel, ein durchaus braver Mann und ausgezeichnete Landwirth, so entfernt von der Philosophie, wie ein Kohlkopf von einer Rose; trotzdem hatten der Onkel und er sich gefunden, und das gerade in der Landwirthschaft. Der kluge Philosoph hatte wohl gemerkt, daß er in diesem Punkte weder logisch denken, noch practisch handeln konnte. Manchen Rath holte er sich von Hans Saatwinkel, der meist darin gipfelte: „Wenig bauen und tüchtig stutzen, ist des armen Landmanns Nutzen.“

Da der Onkel ebenso wenig Geld gehabt hatte, wie Servaz, so war dieser Rath das einzig Vernünftige. Er lebte ganz zufrieden, wenngleich Hans Saatwinkel durchaus nicht mit ihm zufrieden war wegen Ueberwucherung der Schmarotzerpflanzen, welche beim Onkel Philosoph überhand genommen hatten. Die Familie Dickkopf war ihm besonders verhaßt. Er rieth oft, den frechen Patron an die Luft zu setzen, und ärgerte sich, daß er die hellsten Zimmer vorweg nahm, aber der Philosoph antwortete: „Wer soll ihn denn nehmen! Mit acht Kindern bekommt so Einer schwer eine Stelle, und sehen Sie, dies junge Volk braucht Luft und Licht zum Wachsen, während ich, — ich verdorre so langsam ebenso gut im Schatten.“

Hans brummte, lebte in großer Feindschaft mit Dickkopf, und kein Lächeln der rothwangigen Dickköpfe konnte ihn besänftigen. Er schüttelte den Kopf, als er hörte, das Gut läme an einen Dichter, einen Neffen des Herrn.

Das klang noch schlechter als Philosoph. Dichter hielt er von vornherein für Tagediebe; Bücher von solchen kamen nicht in sein Haus, da hatte man Besseres zu thun, als deren Gewäsch zu lesen.

Na, er wollte ihm die Wahrheit sagen, — der junge Mann würde doch sicher bei ihm vorsprechen. Onkel Philosoph mußte ihm doch vertraut haben, daß es ohne den Rath von Hans Saatwinkel nicht ging! —

Aber er kam nicht. Wohl wußte er von diesem nothwendigen Nachbarn durch ein Schreiben des Verstorbenen, aber solch' ein Vormund schien ihm höchst unbequem, da versuchte er's lieber erst selbst. So kam er für's Erste nicht nach Saatwinkel.

Hans dagegen ließen die Erzählungen von dem neuen Glanze Dornbusch's keine Ruhe.

Eines schönen Tages machte er sich auf und fuhr hin; nicht um einen Besuch zu machen, dazu war er zu stolz; es galt einer Inspection im Interesse seines Fremdes und aus Haß gegen Dickkopf, der nun sicher sein Schäfchen in's Trockne brachte.

Durch den Park ging es zu Fuß. War das denn Dornbusch?

An der Stelle des kleinen Schweinestalles ein Tempel, in dem eine unbekleidete Frau stand! Schwäne statt Enten auf dem Teiche. Wirtschaftsgebäude im Schweizerstil!

Er berechnete sofort Alles auf Heller und Pfennig; eine Unsumme mußte das kosten.

Stammend stand er vor dem verwandelten Hause, welches eine Veranda mit Säulen bekommen hatte. Waren das verwunderliche Ungeheuer am Springbrunnen, Menschen mit Fischschwänzen! Ueberhaupt ein Springbrunnen in dieser Sandbüchse, welche unverantwortliche Verschwendung dieses edlen feuchten Elements!

Ein Gärtner war beschäftigt, Rosen aufzubinden; mit Empörung erkannte er einen Burfchen, den er wegen Diebereien aus dem Dienst entlassen. Der Bube sah ihn frech an.

„Ja, Herr Saatwinkel,“ sagte er spöttisch, die Mühe lüftend, „ich bin es. Sie hatten wohl nicht geglaubt, was aus mir und Dornbusch werden könnte, wenn der rechte Mann darüber kam?“

„Wenn der rechte Mann bei Dir anfängt, Flock werden die Dornen und Disteln schon wiederkommen. Nimm Dich in Acht, ich kann böß über Dich ausagen.“

„Reden Sie nur, Herr Saatwinkel, unser Junker ist zu klug, der hört nicht, was die Anderen sagen, er weiß Alles am besten.“

Kopfschüttelnd ging Hans weiter; als er eine Scheune, mit altdeutschen Giebeln verziert, mißbilligend betrachtete, trat Servaz zu ihm.

„Jetzt, da er sich in gutem Zuge glaubte, freute es ihn, den braven Mann hier zu sehen; er streckte ihm fröhlich die Hand entgegen und sagte:

„Wie lieb ist es mir, daß Sie kommen, Sie, der einzige Freund meines Onkels. Ich hätte Sie längst selbst aufgesucht, aber ich hatte zu viel Arbeit.“

„Arbeit nennen Sie das, junger Herr?“ antwortete Hans Saatwinkel und wies auf die Giebel. „Ich nenn's Spielerei.“

„Nun ja, das ist nur Schmuck; was wäre aber ein Leben ohne Schmuck?“

„Es wäre weit weniger kostspielig,“ fuhr Hans fort, jetzt seine Hand ergreifend. „Nehmen Sie's mir nicht übel, ich war wirklich der Freund Ihres Onkels.“

Diese alte Ruine heranzustaffiren, muß nichts, sondern schadet nur.“

„Ich liebe die Schönheit, Herr Saatwinkel, das muß man einem Dichter zu Gute halten.“

„Nicht, wenn er Landwirth wird; dort gilt eine andere Sorte Schönheit: volle Aehren, gutbestellte Aeder, gepflegter Wald, prächtige Herden, Ordnung, Reinlichkeit. Verzeihen Sie, daß ich so spreche, ich möchte auch Ihr Freund sein.“

„Tausend Dank, ich hoffe, Sie sollen es bleiben.“

„Gewiß, wenn Sie einverstanden sind. Ich war Ihnen gut, um des Onkels willen, ehe ich Sie sah. Jetzt muß ich sagen, Sie gefallen mir, aber es gefällt mir nicht bei Ihnen.“

„Bis jetzt,“ entschuldigte Servaz, „ist noch nicht Alles, wie es sein sollte, die Ernte steht schlecht; der Boden verlangt eine eigenartige Cultur.“

„Das weiß der Kuckuck!“ rief Hans. „Es ist eine verurtheilte Sandbüchse; eben deshalb lassen Sie lieber die kostbaren Plantagen. Kartoffeln, sag' ich, Kartoffeln, mein junger Freund!“

Servaz bewirthete ihn; es war noch immer nicht die glänzende Seite von Dornbusch.

„Sie müßten eine Hausfrau haben,“ meinte Hans, „aber eine, die es versteht.“

Servaz lachte. „Bis jetzt hab' ich eine ganz andere Lieblichkeit gehabt, die wohnte auf dem Paradies und konnte nur Nektar und Ambrosia bereiten.“

„Ich weiß nicht, was das für Zeug ist und welche Gegend,“ antwortete Hans, „eins aber weiß ich: Sie müssen die Sache von einem ganz anderen Zipfel anfangen.“ — und es folgte eine Geschichte der Knollen-gewächse, nach der Servaz nicht mehr wußte, ob eine Kartoffel eine Kartoffel war, und auf welche Weise man die beste erzeugte.

Artig, aber theilnahmlos sah er da; eine neue Aussicht erschloß sich ihm, eine Straße, mühevoll, prosaisch, und dabei ergriff ihn das unheimliche Gefühl, als sei dies die sogenannte Wirklichkeit, für die er fortan leben müsse.

Er dankte Hans Saatwinkel herzlich für die guten Rathschläge, und hatte zu ihm dasselbe Vertrauen, welches sein Onkel gehabt, das eines Ephen, der einen festen Stamm umklammert.

Nichtsdestoweniger fühlte er sich befreit, als Hans's scharfe Augen nicht mehr kritisch auf seiner Umgebung ruhten.

Herrn Dickkopf war die Begegnung sehr fatal. Wie hatte ihn dieser Mann schon beim Onkel genirt. Das sollte ihm nicht wieder geschehen. Er machte einen vollständigen Verdächtigungsplan, bewies Servaz, dieser eigensüchtige Mensch wolle sein Verderben; schon zu des Onkels Zeiten hätte er nach dem Besitze von Dornbusch, welches ihm sehr bequem läge, getrachtet, — wer weiß, ob er nicht mit seinen vielen Besuchen in der letzten Krankheit gehofft, es zu erschleichen; ihm sei Alles zuzutrauen. Er habe nie begriffen, wie ein so kluger Herr sich mit so einem rohen, ungebildeten Bauern habe einlassen können.

3.

Servaz, dem Hans Saatwinkel durchaus nicht sympathisch dünkte, schenkte dem Verwalter Glauben. Ihm war es, als seien sie aus zwei ganz verschiedenen Welttheilen, einer verstand des Anderen Sprache nicht. Ueberhaupt behielt bei Servaz meist Der Recht, der das letzte Wort hatte.

So vergingen drei Jahre. Im Winter versuchte er zu schreiben; Zeit war genug, auch Platz, auch Stille. Sonderbar, diese Stille verschuchte ihm die Gedanken; sie schien ihm öde, wie eine Wüste und ebenso unfruchtbar.

Ihn irror, er fühlte sich verlassen, hatte eine unbestimmte Sehnsucht nach Menschen, holte sogar die unmantelichen Dickköpfe herbei, gab ihnen Bratäpfel, hörte ihr Geschrei. Alles besser, als diese Stille!

Draußen lag wundervolle Winterpoesie auf glitzernd beschneitem Wald und Feld. Er strich darin umher, er staunte sie an, aber Kopf und Herz blieben leer und seine Feder stumm.

Ihm war, als könne er seiner Muse nur einen Grabstein setzen, als habe er sie getödtet. Nun, es dichteten und schrieben ja ohnehin genug; wenn er sich nur nicht so elend fühlte, so hohl, so abgestorben! Könnte er nur in dieser Wirklichkeit etwas leisten; aber auch dazu schien er unbrauchbar. Vor Hans Saatwinkel schämte er sich; Gutes hatte er nicht zu berichten.

Der Lenz kam, die Nachtigallen sangen; die ganze Erde war ein Gedicht. Dornbusch wurde immer schöner, aber auch immer größer wurden die Schulden.

Hans Saatwinkel hatte längst eingesehen, daß sein Reden nichts half. Traurig sah er von ferne zu, denn der junge Mensch hatte neben größter Mißbilligung ein Gefühl der Zuneigung in ihm erweckt, außer der Liebe, die er ohnehin vom Onkel her geerbt hatte.

Junker Servaz wurde es etwas heiß bei seinen Unternehmungen, aber Dickkopf wußte ihm zu beweisen, wenn er immer wieder mit diesen leidigen Wechseln kam, daß Wagen eine Hauptsache beim Gewinnen sei.

Er führte ihn meisterlich von Abgrund zu Abgrund, ohne ihn hineinfallen zu lassen, denn es war noch lange nicht an der Zeit.

Dornbusch wurde für Alle, außer dem Besitzer, ein Eldorado. Die Alten und Schwachen genossen selige Ruhetage, der Gärtner schwelgte im Reichthum seiner Früchte, Blumen und Gemüse, von denen er den schlechtesten, kleinsten Theil abließerte. Im Walde vermietete der Förster die Villen, schlug Bäume, so viel er wollte, Alles gedieh, schien Geld zu bringen, aber ehe es in Servaz's Tasche kam, war es veronnen, wie Wasser.

Dann hieß es, die Mäuse hätten es gefressen, oder die Käfer, oder die Würmer. Junker Servaz haßte kleine Unannehmlichkeiten, und das ist gefährlich; sie wachsen in der Heimlichkeit, wie der Schwamm im Hause. Er ahnte nicht, was vorging, hatte ein glückliches Vertrauen zu der Menschheit im Allgemeinen und zu seiner Umgebung im Einzelnen.

Bald gönnte Keiner dem Anderen seine Uebergriffe; es entstand ein Kampf um den Besitz des Herrn.

Wie die Wasser auf dem Grunde des Meeres wühlen und die Alles übersteigende Fluth vorbereiten, so unterwühlte die gewissenlose Schar, die sich überall ansammelt, wo das Recht nicht streng gehandhabt wird, Dornbusch.

Dickkopf führte alle Geschäfte, besaß alle Pflichten, deshalb auch alle Rechte. Servaz gab es ganz auf, in die Bücher zu sehen. Es war unnütz, was verstand er davon?

Dickkopf hatte ihm schon mehrfach angeboten, Dornbusch zu pachten. Wie viele Gutsbesitzer thaten das und lebten sorglos auf ihren Gütern. Ja, diese Sorge wollte Servaz nur zu gern los sein.

Wenn er glaubte, einen Augenblick Ruhe zu haben und in seinen Träumen von fern seine geliebte Muse sah, verwandelte sie sich plötzlich in Ramsell's Flegel oder Herrn Dickkopf mit tausend Nöthen und Anliegen. Leise begann er sich nach dem Dachlämmerchen mit dem Klazienbaume zu sehnen.

Jetzt schloß er den Vertrag mit Dickkopf ab. Es war ihm doch nicht ganz heimlich dabei; verstanden hatte er nichts von diesen tausend Klauseln. Hans Saatwinkel hätte er fragen sollen.

Freilich war es eigentlich zu spät, aber vielleicht konnte er ihm doch etwas erklären, und dann konnte er es auch nicht länger aushalten, mit einem Freunde seines Onkels in Feindschaft zu leben.

Jetzt war er ja die ganze Sache los und wieder ein freier Mensch. Ihm ward ganz leicht bei dem Gedanken, wie Einem, dem plötzlich die Ketten abgenommen werden.

Mochten die Anderen sich plagen um Geld und Gut, er brauchte keines. Er wollte nur leben, atmen, dichten. Dichten, aber die Quelle war versiegt. Trocken, öde, wie die Landschaft sah es in ihm aus.

Er ließ sich den alten, wohlgenährten Gaul des Onkels fatten und zog durch die grüne Heide. Feuerfäulchen und blaue Schmetterlinge umschwärmten sein Pferd. Troll ging, wie immer, in wilden Sprüngen voraus, der Gaul ließ sich aber in seinem bedächtigen Schritte nicht irre machen, schnob mit den Nüstern und zog den Duft der frischen Erde ein.

Servaz war so in Gedanken, daß er nicht merkte, ob sie schnell oder langsam vorwärts kamen. Er dachte an sein Trauerspiel; zum ersten Male wieder zeigte sich ihm seine Heilige auf dem Goldgrunde des Horizontes.

(Fortsetzung folgt.)

Rachdruck verboten.

Blumen am Wege.

Von A. Godin.

Du seufzest über dürres Land, —
D sei nur so blind nicht, so träge!
Viel Freuden schmachten unerkannt,
Das sind die Blumen am Wege.

Sie winken still, sie duften fein,
Erheischen nicht deine Pflege,
Sie möchten nur geerntet sein,
Die kleinen Blumen am Wege.

Nach goldnem Sterne, weit entrückt
Blickst du, nach fernem Gehege, —
Dieweil verblühen, ungepflegt,
Viel tausend Blumen am Wege!

Nachdruck verboten.

Die kleine Anita.

Von A. von Kindowstroem.

Mit einer Abbildung von Karl Nidelt.

Leichtsinn hieß sie es, was doch weiter nichts war, als ein Talent, glücklich zu sein. Es giebt Naturen, die eine besondere Gabe dafür haben. Zu ihnen gehörte die kleine Anita. Nochte man sie noch so heftig ausgezankt haben, — und man zankte sie oft aus, denn sie war eine Waise und lebte von der Gnade ihrer Tante, der verwitweten Sanitätsrätin im ersten Stock, — gleich darauf konnte sie wieder auf der Hofstiege sitzen, den zottigen, verwahrlosten Hund aus dem Nachbarhaus auf den Knien, und lächelnd, mit lustig zwitschern-der Lerchenstimme vor sich hin singen.

Kreisch, die kleine Anita war nicht mehr klein, sondern eine schlank aufgeschossene, knospende Frühlingsblume, mit dunklen Köpfchen und strahlenden hellen Augen, schöner, als die Blumen, die in den schmalen Rabatten des Hofes mühsam dahinsiechten; aber die Hausbewohner, welche das unscheinbare, ewig bewegliche, im Wachsstum etwas zurückgebliebene Kind vor fünf Jahren seinen Einzug halten sahen, hatten sich an die Bezeichnung gewöhnt und sie traditionell auf später Einziehende übertragen.

Die Sanitätsrätin konnte den Sing-Sang nicht leiden, und ihr Freund, der Schulinspektor, stimmte ihr darin bei.

„Man kann dem Mädchen nicht frühzeitig genug ernstes Sinn einimpfen, denn es ist arm wie eine Kirchenmaus, und das ewige Lustigsein schickt sich nicht für Arme,“ meinte sie, und er secundirte:

„Ein wahrer Segen, daß unsere junge Schwester unter Ihre Acht gekommen ist, verehrte Frau.“

„Ich fürchte nur, der Geist des Leichtsinns ist zu tief gewurzelt. Denken Sie, daß ich sie lesthin ein Lied singen hörte, dessen Worte von Heine, — stellen Sie sich vor, von Heinrich Heine waren!“

„Oh! oh! — Sie erweisen dem Mädchen einen wahren Gefallen, wenn Sie es so streng und knapp als möglich halten, denn körperliches Wohlleben erzeugt sündige Gedanken und wird zu einem Fallstrich.“ — Der Rest der Worte erstarrte in einem fetten Husten.

„Ja, ja, wenn wir nur darauf achten, so bietet sich uns überall Gelegenheit zum Wohlthun.“

Und der kleinen Anita wurde das Singen im Hause verboten. Es focht sie nicht weiter an. So lange die Jahreszeit es erlaubte, saß sie ohnehin mit der Arbeit draußen auf ihrem Lieblingsplatze, der Hofstiege, und nähte, plauderte und lachte dazwischen mit den vorübergehenden Hausgenossen; zuweilen blickte sie auch verstohlen und erröthend zu einem Fenster des zweiten Stockes empor, hinter welchem ein blonder Kopf mit Schurrbart und Brille sich einen Tag wie den anderen über den Schreibtisch bengt. Mitunter war das Fenster offen, dann drangen Tabakswolken heraus, und zerrissene Papierchnipfel flatterten hier und da herab, und wurden von dem Mädchen sorgsam aufgehoben und wie eine Kostbarkeit bewahrt.

„Du, sag mal, warum bist Du eigentlich immer vergnügt?“ fragte der kleine Ludwig, dessen Mutter im Keller wohnte. Er war ein verkümmertes, krankes Junge mit einem Klumpfuß und ging auf Krücken.

„Warum soll ich denn nicht vergnügt sein? Es ist doch sehr hübsch in der Welt.“

„Hübsch?“ Seine matten Augen öffneten sich erstaunt.

„Wo ist es denn hübsch?“

„Ei, nun hier, überall wo man den blauen Himmel und Menschen hat, die man lieb haben kann.“

„Hast Du denn Menschen, die Du lieb haben kannst?“

„Närrische Frage! Hast Du keine?“

„Nein. Wen sollte ich wohl lieb haben?“

„Sie lachte ein wenig. — „Nicht zum Beispiel.“

„Ach, Du bist ja nur ein Mädel.“

Anita war verduzt. „Ach so,“ meinte sie verlegen, „ich wußte nicht, daß das ein Hinderungsgrund sei.“

„Natürlich! Ein Junge wird doch nicht hinter einem Mädel herlaufen.“

„Bist's schon noch lernen.“

„Niemals!“ versicherte er feierlich, und kauerte dann, im Widerspruch zu seinen knabenhaft spröden Worten, zu ihren Füßen nieder.

„Erzähle doch etwas. Ich langweile mich.“

Sie blickte einen Augenblick sinnend in das blaße Gesichtchen, dann fing sie an zu plaudern, wie es ihre Art war, von Dieben und Jenem, sich mit feinem Gefühl der Fassungskraft ihres Zuhörers anpassend. Und während sie sprach, rötheten

„So strahlend lebt Dein Bild in meinem Innern.“

„Ich brauche bios mich Deiner zu erinnern.“

„Ich glähe für Dich, aber kalt bleibst Du.“

„Und selber ruhig. — raubst Du meine Nath.“

Der Kleine fühlte den Spott heraus.

„Geh, Du bist unartig!“ schalt er mit erhobener Stimme. „Das war wieder so recht wie ein Mädel! Ich will auch nichts mehr von Dir wissen.“ — Und er humpelte davon.

„Jungchen!“ rief sie schmeichelnd hinter ihm her. „Jungchen! Komm doch nur wieder.“

Aber der Bube war böse und verschwand auf der Kellertreppe. Dagegen scholl von oben aus dem offenen Fenster des zweiten Stockes eine scheltende Männerstimme: „Wird denn der Lärm da unten kein Ende finden?“

Man hörte, wie ein Stuhl mit heftigem Ruck zurückgeschoben wurde, gleich darauf energische Schritte auf der Treppe. Anita wurde ganz blaß und drückte die Hand auf das Herz. Die Schritte hielten vor der Thür des ersten Stockes inne, und die Glocke wurde heftig gezogen. Fünf Minuten später rief die Köchin zum Küchenfenster hinaus: Das Fräulein solle gleich einmal zur Frau Käthin kommen.

Anita folgte zögernd dem erhaltenen Befehl. Im Vorzimmer bereits hörte sie dieselbe ärgerliche Männerstimme, die sich schon vorher vernommen ließ, welche eben, als sie die Thür öffnete, sagte: „Bei dem ewigen Lärm kann man zu keiner gedeihlichen Arbeit kommen, und wenn das so fort geht, sehe ich mich gezwungen, auszugehen.“

Das Mädchen wußte, daß die Tante große Stücke auf ihren Miether, den jungen Dr. Gerhard, hielt, der seit drei Jahren in ihrem Hause wohnte, und der Schreck jagte ihr das rauche Blut in die Wangen.

„Du hörst, was der Herr Doctor sagt!“ rief die alte Dame streng. „Wie oft habe ich Dir schon den Lärm verboten. Verzeihen Sie nur freundlichst, Herr Doctor, solche Störungen sollen gewiß nicht wieder vorkommen. Meine Nichte soll sich selbst bei Ihnen entschuldigen.“

Anita stand mit zusammengepreßten Lippen und gekrümmten Armen da, als der junge Mann, dessen Antlitz noch immer zornigeröthet war, sich zu ihr wandte. Er war ihr oft auf der Treppe begegnet, aber dann stets mit verlegenem Gruß an ihr vorübergegangen.

Einmal, vor einem Jahr, hatte er sie in einer Gesellschaft, welche die Sanitätsrätin gab, getroffen, und da zum ersten Mal mit Erstaunen gesehen, daß die Kleine inzwischen ein erwachsenes Mädchen geworden war. Er war roth geworden, als sie ihm den Thee reichte und ihn dabei heiter ansprach, und hatte schüchtern kaum zehn Worte als Antwort gestammelt. Jetzt machte sein Aerger der tödlichsten Verwirrung Platz.

„Hörst Du nicht? Du sollst Dich entschuldigen.“

„Nein! Ich will nicht!“

„Du willst nicht?“ — Der Sanitätsrätin verging der Athem. Eine derartige Verstocktheit war ihr noch nicht vorgekommen. Dann faßte sie sich. — „Ich verlange, daß Du augenblicklich gehorchst.“

„Aber bitte, — das, — das kann ich ja gar nicht beanspruchen, stotterte der junge Mann, die Augen niederschlagend. „Ich hatte keine Ahnung, daß die kleine Ani — daß Fräulein Anita es gewesen ist, welche, — ich bedauere —“

„Lassen Sie nur, lieber Herr Doctor. Es ist um des Brinzips willen. Es ist meine Pflicht, die Hofart dieses Mädchens zu zügeln. — Ich stelle Dir die Wahl: entweder Du gehorchst, oder Du verläßt mein Haus.“

„Es ist gut, dann gehe ich.“

„Wohin?“

„Gleichviel wohin!“

„Hat man je solch sündhaften Eigensinn gesehen!“



Sie blickte sinnend in das blaße Gesichtchen . . . Zeichnung zu „Die kleine Anita“ von Karl Nidelt.

sich ihre Wangen, sie baute Lustschlösser, die sich kühn in's Unendliche erhoben, und malte sie aus mit den glühenden, lebendigen Farben jugendlicher Einbildungskraft.

Das Kellerkind lauchte athemlos mit weitgeöffneten Augen. Es vergaß seine Umgebung, den unordentlichen Hof, die dunkle Wohnung, in der es seine Tage zubrachte, und ließ sich willig mit forttragen in das Reich der Phantasie und Hoffnung, die allein im Stande ist, die nackte Wirklichkeit dieses Lebens mit dem Rosenkammer zu umkleiden, den wir Glüd nennen.

„Und das ist Alles, Alles wahr?“ fragte er, als sie inne hielt.

„Nun, — es könnte doch wahr werden.“

„Du, das glaube ich aber doch nicht, daß der Prinz Dich in sein Feenland heimholen wird.“

„Warum denn nicht?“

„Dazu bist Du doch wohl nicht hübsch genug.“

„Dummer Junge!“ rief sie heiter. „Was verstehst Du davon!“

„Ich habe lesthin einmal ein schönes Frauenzimmer gesehen. Es war von Wachs und stand in einem Ladensfenster. Das sah aber ganz anders aus wie Du, und Böpfe hatte es auf dem Kopf! Böpfe, sage ich Dir, dagegen sind Deine eine Lumperei.“

Anita brach in helles Lachen aus. Sie lachte so, daß ihr die Thränen in die Augen traten, dann sang sie mit neckischer Stimme den Schlussvers eines Liedes, dessen Worte Mirza Schaffi entnommen sind:

gen. Einmal, vor einem Jahr, hatte er sie in einer Gesellschaft, welche die Sanitätsrätin gab, getroffen, und da zum ersten Mal mit Erstaunen gesehen, daß die Kleine inzwischen ein erwachsenes Mädchen geworden war. Er war roth geworden, als sie ihm den Thee reichte und ihn dabei heiter ansprach, und hatte schüchtern kaum zehn Worte als Antwort gestammelt. Jetzt machte sein Aerger der tödlichsten Verwirrung Platz.

„Hörst Du nicht? Du sollst Dich entschuldigen.“

„Nein! Ich will nicht!“

„Du willst nicht?“ — Der Sanitätsrätin verging der Athem. Eine derartige Verstocktheit war ihr noch nicht vorgekommen. Dann faßte sie sich. — „Ich verlange, daß Du augenblicklich gehorchst.“

„Aber bitte, — das, — das kann ich ja gar nicht beanspruchen, stotterte der junge Mann, die Augen niederschlagend. „Ich hatte keine Ahnung, daß die kleine Ani — daß Fräulein Anita es gewesen ist, welche, — ich bedauere —“

„Lassen Sie nur, lieber Herr Doctor. Es ist um des Brinzips willen. Es ist meine Pflicht, die Hofart dieses Mädchens zu zügeln. — Ich stelle Dir die Wahl: entweder Du gehorchst, oder Du verläßt mein Haus.“

„Es ist gut, dann gehe ich.“

„Wohin?“

„Gleichviel wohin!“

„Hat man je solch sündhaften Eigensinn gesehen!“



Bange Stunden. Von Otto Wolf. — Siehe Seite 104.
Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, N. O., München.

„Aber verehrte Frau, — Sie setzen mich in die peinlichste Verlegenheit. An mir ist es, um Entschuldigung zu bitten. In der ersten Hitze des Aergers überlegte ich nicht lange. Ich sehe Sie an, mir das beschämende Gefühl zu eripieren, der jungen Dame eine Unannehmlichkeit bereitet zu haben.“

„Ich nehme niemals etwas zurück, was ich einmal gesagt habe. Anita ist Ihnen Genugthuung für die wiederholten Störungen schuldig, und ich verlange Gehorsam von ihr.“

„Ich bin dem Herrn da keine Genugthuung schuldig. Er mag die Einsamkeit aufsuchen, wenn er allein sein will. Wer unter Menschen lebt, muß ihre Lebensäußerungen dulden.“

„Verlaß das Zimmer! Wir sprechen uns später noch unter vier Augen.“

Anita wandte sich kurz und ging hinaus, nicht ohne einen finsternen Blick auf den jungen Gelehrten zu werfen, der wie vernichtet da stand. Sie ging über den Hof hinweg nach dem Holzplatz, der hinter demselben am Wasser lag, da war sie wenigstens allein. Scham und Jörn färbten ihre Wangen. Ein heftiger Trost, wie er ihrer leichtfertigen Natur sonst fremd war, hatte von ihr Besitz ergriffen. Wie sie ihn in diesem Augenblick haßte, den anmaßenden Doctor, der sich einbildete, daß die ganze Welt nur seiner und seiner Arbeit wegen da sei. Es hätte ihn nur ein Wort der Bitte gekostet, und sie wäre willig und stumm auf den Zehenspitzen umhergeschlichen, um ihn nicht zu stören, aber er hatte sich nie um sie gekümmert. Welchen Anspruch auf Rücksicht von ihrer Seite konnte er denn geltend machen? Und nun beraubte er sie auch noch des einzigen, freilich freudenlosen Anst, denn sie kannte die unmenschliche Strenge ihrer Tante, und trotzdem war sie entschlossen, nicht nachzugeben. Sie bei ihm entschuldigen? Nimmermehr! Sie kauerte auf einem Floss nieder und starrte ratlos in das träge dahingleitende Wasser des Kanals. Der Holzplatz war um diese Zeit einsam, es hörte Niemand ihr Schluchzen.

Doch was war das? Nahe Schritte vom Hof her? Kam man, um sie zu suchen?

„Gott Lob, daß ich Sie endlich finde,“ sagte eine Männerstimme hinter ihr. Dem ersten Impulse folgend, bedeckte sie ihr thränenmassiges Gesicht mit den Händen. Dann sprang sie auf, und wollte fortlaufen, aber sie wurde festgehalten.

„Lassen Sie mich, Herr Doctor!“

„Nein. Sie sollen mich hören. Ich wollte Ihre Verzeihung erbitten.“

„Ich verzeihe Ihnen nicht.“

„Aber um Gotteswillen, soll ich eine Uebereilung so unverdient hart büßen? Sie wissen, bei den Engeln im Himmel ist mehr Verzeihung über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte.“

„Ich bin kein Engel. Und es wird Sie ja wohl nicht allzu hart berühren, daß ich aus dem Hause muß. Dann wird es ja wohl still genug sein.“

„Sie wollen doch nicht im Ernst sagen, daß Sie fort gehen?“

„Ja.“

„Das dürfen Sie mir nicht anthun.“

„Ihnen?!“ — Sie lachte bitter.

„Ja, mir. Ich will nicht, daß Sie gehen. Ich will nicht, daß es still um mich wird. Wir ist, als würde ich nie wieder eine frohe Stunde in diesem Hause haben, wenn ich Sie daraus vertriebe.“ — Er fand jetzt die Worte rasch genug.

„Mag es denn so sein. Ich will fort. Ich will nicht bleiben.“

„Aber warum?“ — Er hielt noch immer ihre Hand fest. Mit großen, anklagenden Augen sah sie zu ihm empor, und der Blick traf ihn wie eine Offenbarung in's innerste Herz. „Wohin gehen Sie?“ fragte er unsicher.

„Was weiß ich! Einerlei wohin! Am liebsten da hinunter,“ rang es sich aufschluchzend über ihre Lippen, und sie machte eine unwillkürliche Bewegung nach dem Wasser hin.

Im raschen Schreck umschlangen sie seine Arme, um sie zurück zu halten, und wie er die schlanke, weiche, junge Gestalt an seiner Brust ruhen fühlte, kam es wie ein plötzlicher Nausch über ihn, und sie fester und fester an sich drückend, neigte er sein Antlitz tief zu dem ihren und flüsterle athemlos: „Weißt, kleine Anita, bleib mit meiner Willen!“

Sie antwortete nicht. Er fühlte nur, wie sie zusammenzuckte, und fuhr hastig und aufgeregt fort: „Ich hab' Dich lieb. Nie wieder würde ich Dich vergessen können. Du bist zu meinem Glück nothwendig geworden. Wir sind vom Himmel für einander bestimmt. Schon seit einem Jahr trag' ich Dich heimlich, fast ohne es selbst zu wissen, im Herzen. Wie war es möglich, daß ich so lange neben Dir her gehen konnte, ohne zu merken, daß Du mich liebst.“ — Ja, leugne es nur, wenn Du kannst, Du liebst mich. Sieh mich nur zornig an, kleine Neuchterin, ich weiß es doch besser.“

Das Mädchen schloß die Augen. Es mußte, es konnte ja nur ein Traum sein. So schön konnte die Welt nicht wie durch Zauber Schlag werden. Der Vogel, der dort in dem Weidengebüsch am Wasser sang, war gewiß keine gewöhnliche Nachtigall, sondern der wahrhaftige Zauber Vogel aus dem Märchenlande, dessen Gesang die Menschen, vor denen er sich alle hundert Jahre einmal hören läßt, in weltvergessendes Glück hinüberkullt, daß sie als Greise erst wieder erwachen und sich dann auf Erden nicht mehr zurecht finden können.

„So sprich doch nur ein Wort!“ rief der junge Mann.

„Sage mir, daß Du meine kleine Frau werden willst.“

„Deine Frau? — Ist's wahr?“

„Gewiß, Liebchen. Um des Himmelswillen antworte. Ich bin ein so ungeduldiger Mensch, ich kann nicht länger warten.“

Sie hob das dunkle Köpfchen zu ihm empor und lächelte glücklich, und er küßte ihr feurig das Ja von den Lippen. In diesem Augenblick zog in ihr Herz die Gewißheit ein, daß die Liebe allein der Schlüssel zur Pforte des Wunderreiches sei, das ihre Phantasie so oft aus weiter Ferne geschaut.

Spät am Abend noch schlüpfte sie die Kellertreppe hinab. Keiner der Hausgenossen sollte von ihrem Glücke ausgeholfen bleiben. Sie trat an das Bett, auf dem der kleine Ludwig mit dem hohllängigen blassen Gesichtchen lag, und flüsterle ihm scherzend zu: „Nun ist der Prinz aber doch gekommen, mich in sein Heerland zu holen.“

Er richtete sich überrascht empor.

„Wahrhaftig? Das hätte ich nicht gedacht.“ — Dann strahlte es wie ein hoffnungsvolles Lächeln in seinen Augen auf. — „Vielleicht kommt er dann auch einmal zu mir. Meinst Du nicht?“

Anita wandte den Kopf schnell zur Seite, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen schossen, denn es kam wie eine Ahnung über sie, daß binnen Kurzem der Engel Gottes kommen würde, um den kleinen Spielkameraden zur ewigen Herrlichkeit heimzuführen.

Nachdruck verboten.

Das fragende Kind.

Von Margarethe Henke.

Selbst hochgebildete und denkende Eltern werden dem dringlich fragenden Kinde gegenüber nicht immer antwortbereit sein und ihre Antworten so zu ertheilen wissen, daß das Kind durch dieselben nicht irregeleitet, nicht auf Wege geführt wird, von denen es zurückgehalten werden sollte. Aber ein wie gewaltiges Erziehungsmittel in der Frage des Kindes gegeben ist, darüber werden sich Alle klar sein, denen die eigene Kindheit lebhaft im Gedächtnis steht, oder die mit liebevollem Besorgten dem Ausblühen der Kinder folgen. Man beobachte nur das Mienenpiel des fragenden und mehr noch des die Antwort erwägenden Kindes. Wieviel Enttäuschung, wieviel Zweifel drücken die kindlichen Züge oft aus, wie lechzt das Kind wieder und wieder zu der ungenügend oder unverständlich beantworteten Frage zurück oder hält, wenn rasch abgewiesen, im Spielen inne, sieht träumerisch in die Ferne und bemüht sich, selbst einen Ausweg, eine ihm genügende Antwort zu finden. Denn es ist nicht wahr, daß der kommende Augenblick stets den Eindruck des vorangegangenen verwische, wie manche Erwachsene es, — aus Bequemlichkeit, — vom Kinde so gern annehmen. Das wenig begabte, das Durchschnitts Kind, lebt, seiner geringen geistigen Elasticität zufolge, an dem einmal erfassten Gedanken fest, bis endlich eine Antwort gefunden ist, oder bis eine neue und ihm noch wichtiger scheinende Frage die erste verdrängt. Das kluge Kind aber wird sein Köpfchen an dem unbeantworteten „Warum?“ arbeiten lassen, bis es mit immer steigender Erbitterung, die Sache endlich ruhen läßt, einer Erbitterung die sich gegen den antwortlosen Erzieher richtet, das Vertrauen zu diesem erschüttert und dem jungen Gemüth ein schwer auszuscheidendes Gift zuführt.

Ein etwa fünfjähriges, herziges Mädchen spielte mit der Blume eines Hais, als ich ihre sorglosen Kinderdrängen mit einem Male den Ausdruck ernstes Nachdenkens annehmen sah, und sie sich mit der Frage an mich wandte:

„Aus was macht man Hais?“

Ich war damals im Badischthalter und hätte wohl schwerlich eine Antwort für das liebe Kind gefunden. Glücklicherweise wurde ich derselben überhoben, denn die Kleine rief frohlockend:

„O, ich weiß! Aus Wolle, aus ganz weicher, feiner Wolle!“

Und sie schmeigte das weiche Haisenschwänzchen wieder an ihr liebes Kindergeßicht.

Welche Antwort hätten unsere Lehrerinnen wohl gegeben, wenn ihnen aus Kindermund die Frage vorgelegt worden?

Unfreundlich, ja lieblos scheint es mir, namentlich bei schwierigeren, oft auch heiklen Fragen, wie man sie nicht selten aus Kindermund vernimmt, mit dem vielgehörten: „Das verstehtst Du noch nicht“ oder gar: „Das kann ich Dir nicht erklären, dafür bist Du noch zu dumm“ zu antworten. Aber geradezu gefährlich ist es, die Antwort so zu geben, daß das Unbekannte, welches jedoch die Wissbegier des Kindes erregt, mit mystischem Reiz ausgestattet wird. Nichts übt, eine so hohe Anziehungskraft auf das kindliche Gemüth aus, wie das Geheimnißvolle, und wird die Antwort mit einem vielstehenden Lächeln oder einem mit einem Erwachsenen gewechselten Blick des Einverständnisses ertheilt, die das Kind mehr oder etwas ganz Anderes in der Antwort vernuthen lassen, so fühlt das Kind sich unbefriedigt, versteht, seine Neugier wird in noch höherem Maße erregt, es fragt weiter, oder es forscht bei Anderen, es beobachtet, horcht und geräth so vielleicht auf eine Wahrheit, die seinem, diese Wahrheit noch nicht fassenden Verstande um Jahre zu früh kommt. Wäre die Antwort in unbefangener Weise und in einer Form ertheilt worden, die dem Verständniß des jungen Fragers gemäß, demselben genügen konnte, sie wäre dem Kinde zum Segen geworden, es hätten sich andere Fragen und Antworten anreihen können, die den kleinen Verstand zum Weiterdenken, das Gemüth zum Beobachten angeregt hätten.

Nicht selten nimmt man wahr, wie Erwachsene sich von inhaltlosen Fragen des Kindes fortziehen lassen, dieselben inhaltlos und neidend beantworten bis die Sache in einem Scherz endet. Dann hört man wohl sagen: „Unser Kind soll sich nicht beständig anstrengen, nicht immer lernen. Die Zeit der Erholung soll nur durch das Spiel ausgefüllt werden.“ Wohl! Keineswegs soll das Kind immer lernen, aber weise Pädagogen sprechen von „spielendem Lernen“, einem Lernen im Spiel, das durchaus zu keiner Anstrengung für das Kind wird, und dem durch die Fragen des Kindes Thor und Thür geöffnet sind, falls nur ein Erzieher, der im Spiel zu lehren versteht, die Aussicht fährt.

Wisweilen auch wird das fragende Kind von dem Erwachsenen mit weit über die Fassungskraft des Kindes hinausragenden Antworten und weiteren Anregungen gequält, seine Fähigkeiten werden überhäuft, es folgt mit halbem Verständniß und gutem Willen; aber der beste Wille erlaltet an den zu hohen Anforderungen, das Kind wendet sich ermüdet ab. Oder, und dieser Fall ist nicht selten, — der Erzieher ermüdet, wird unzufrieden, weil er das Kind nicht folgen sieht, weil das ihm zu gering scheinende Fassungsvermögen des Kindes ihn verdrießt. Klugen Kindern gegenüber ereignet es sich auch, daß der Erwachsene an sich selbst eine Unzulänglichkeit entdeckt, er empfindet Unbehagen in dem Bewußtsein, sich mit mangelndem Wissen oder Können vor dem Kinde bloßzustellen, die Scham hält ihn ab, die weiteren Fragen des Kindes zu beantworten, er weist das Kind einfach zurück.

All' diese Fälle können in Familien eintreten, wo Eltern sich der herzlichsten Absichten für ihr Kind bewusst sind, alle, bis auf den letzten, können sich in hoch gebildeten Familien ereignen. Und doch wird nur da die Erziehung eine sorgfältige zu nennen sein, wo dem fragenden Kinde in anderer Weise begegnet wird.

Man beobachte nur einen Erwachsenen, der zu erziehen versteht und sich die Vertiefung in das Wesen des Jünglings zur Pflicht macht, im Verkehr mit einem gleichviel ob drei, ob sieben oder zehn Jahre zählenden Kinde. Wie wird derselbe den belanglosen Fragen des Kindes einen Raum entgegenzusetzen, sie in bestimmte Formen zurückzuführen wissen, wie wird er das Kind in der Frage mit Maß umherzuweisen lassen, ohne ein zu weites Entfernern vom Ausgangspunkt, ohne zerstreutes Abirren zu gestatten! Wie wird er sofort aufhören, wenn ein geringstes Zeichen von Unlust, von man-

gelndem Verständniß, von geistiger oder körperlicher Abspannung sich bemerkbar macht. Mit nur geringem Aufwand von Geschicklichkeit wird er, anknüpfend an eine Frage des Kindes, diese oder jene Figur in den Sand zeichnen und das Kind zum Nachbilden der Figur veranlassen, diesen oder jenen practischen Griff den noch ungelerten kleinen Händen vorthun und sie zum Nachmachen anleiten, diese oder jene der ewigen Wahrheiten der Natur durch Anspornen zum Beobachten dem kindlichen Gemüth faßbar machen!

Das glückliche Kind, das in Gesellschaft jold' eines Erwachsenen seinen Spaziergang, seine Spielstunde feiert, wird aus der Erholungszeit neben dem Segen für sein körperliches Wohl eine reiche Ausbeute an geistigem Besitz mitbringen. Wie viele Bilder ziehen da an dem jungen Geist vorüber, wie manche bisher schlummernde Fähigkeiten werden geweckt und von dem reich belohnten Erzieher an's Licht gezogen, wieviel Empfindungen und Gedanken werden erregt, wie köstliches Wissen eingehemmt! Für jold' einen Erzieher, — und hierin liegt wohl der herrlichste Lohn für die nimmer ermüdende Sorgfalt und die hingabte an den heiligsten Beruf, — wird das Kind von Gefühlen unbegrenzter Liebe und Achtung erfüllt sein, gleichviel ob der Erzieher durch die unigsten Bande des Blutes mit dem Jüngling verknüpft oder demselben nur als Lehrer und Leiter gegeben.

Sold' ein Erzieher wird in der Seele des herangewachsenen, des einstigen Jünglings stehen wie ein herrliches und unzerstörbares Standbild, dessen ausgestreckte Rechte nach dem Pfade deutet, wo das Wahre und Schöne zu finden!

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.

Neue deutsche Romane.

Von Klaus von Rheden.

Was ich Ihnen von den jüngst erschienenen schön-wissenschaftlichen Schriften mit gutem Gewissen empfehlen kann? Nur „nichts Naturalistisches“, wie Sie besonders hinzufügen, — mein Gott, beste Freundin, das ist selbstverständlich, — ich kenne Ihren Geschmack und Ihre literarischen Neigungen und weiß sehr wohl, daß Sie dem Realismus nur bis zur Grenze des ästhetisch Zulässigen einen Erlaubnißschein ertheilt haben wollen. Ich selbst habe darüber andere Ansichten, die ich Ihnen ja auch nie vorenthalten habe, — aber ich füge mich immer, und in diesem Falle mit besonderer Freude, weil ich glaube, Ihren Wünschlichen Rechnung tragen zu können. Also, — nehmen Sie, bitte, Ihr Notizbüchchen zur Hand und notiren Sie!

Da ist zunächst einmal Heinrich Seidel, unser lieber alter Freund, mit einem neuen Bündchen kleiner Erzählungen, die er unter dem Titel „Sonderbare Geschichten“ (Leipzig, K. G. Liebeskind) vereinigt hat! Seidel gleicht dem alten Alexander Dumas sonst wenig; eine gewisse Ähnlichkeit hat er diesem Buche zufolge mit dem Autor des Monte-Christo indessen doch aufzuweisen. Dumas verstand sich bekanntlich außerordentlich auf gute Kochrecepte und hat auch ein vielgelesenes Kochbuch verfaßt; Seidel giebt in seinem jüngsten Werke nun gleichfalls ein Kochrecept zum Besten, und zwar für — Thüringische Kartoffelköße, — und wie, gnädige Frau, wie! Lesen Sie es, — ich wette mit Ihnen, daß Seidel's Recept unter allen Umständen sofort eine gute Wirkung auf Sie ausübt: die fröhlichen Lachens! Und wenn Sie dann weiterblättern und die kleine Gesellschaft neuer Sonderlinge kennen lernen werden, die der Sonderling Seidel seinen Lesern vorstellt, dann wird Ihr Lachen noch herzlicher werden, denn das ist das Herrliche am Humor Seidel's: daß er auch am Herzen rührt und nicht nur am Zwerchfell!

In ersteren Stunden wird Julie Niemann's neuester Roman „Henriette“ (Jena, Herm. Costenoble) Ihr Interesse fesseln. Ein gutes Buch, — ein Buch, das nicht als Leihbibliothekensutter behandelt, sondern recht aufmerksam gelesen zu werden verdient. Es ist eine Studie aus dem gesellschaftlichen Leben unserer Tage, ein scharf gezeichnetes Sittenbild, — Grau in Grau allerdings, aber nicht minder lebenswahr darum, weil ihm die Farben leuchtenden Frohsinns fehlen. Vielleicht mißfällt Ihnen der Schluß: die Heldin giebt sich in geistiger Unmachtung selbst den Tod, nachdem sie, ihrer Familie ein Opfer bringend, ihrer Liebe und damit allem Glück für die Zukunft entsagt hat. Man könnte der Autorin vorwerfen, sie habe diese mit wundervoller Feinheit durchgeführte Gestalt ihres Romanes nicht mit genügender „poetischer Gerechtigkeit“ behandelt, — aber, verehrteste Freundin, das ist ein Punkt, in dem unsere Ansichten aus einander gehen werden: ich meine nämlich, daß es für den Dichter, der das Leben nach Wahrheit und Wirklichkeit hin schildern will, eine abwägende „Gerechtigkeit“ nicht giebt. Ist das Leben nicht nur zu oft hart, grausam und ungerecht? — Ihrem Charakter und ihrer Beranlagung nach mußte Henriette untergehen, — auch ohne Schuld!

Als sehr gute, spannende und vortreffliche Unterhaltungs-Lectüre kann ich Ihnen unserer liebenswürdigen Mitarbeiterin Eufemia Gräfin Ballestrem's neuesten Roman „Die Falkner vom Falkenhof“ (Dresden, Verlag des Universum) und Anna Hartenstein's Erzählungen „Aus dem Bürgerhause“ (ebenda) bestens empfehlen. Der letztgenannte Novelle „Im Banne der Pflicht“ verdient sogar uneingeschränktes Lob; der Kampf, den ein Mädchenherz zwischen Liebe und Dankbarkeit durchzuführen hat und der schließlich in harmonischen Accorden ausklingt, ist feinfühlig und naturwahr geschildert.

Da Sie mir kürzlich sagten, daß Sie auch gern einmal einen neueren historischen Roman lesen würden, wenn er nicht nach den üblichen Recepten gearbeitet wäre, so seien Ihnen für heute zwei Bücher dieses Genres genannt: „Gundel von Buchsweiler“ von L. Haidheim (Jena, Costenoble) und „Mark Ravensberg“ von Arthur Freese (ebenda). „Mark Ravensberg“ behandelt die künstlerische Ausgestaltung eines sehr interessanten seelischen Problems auf dem Hintergrunde des dreißigjährigen Religionskrieges. Die historischen Hauptgestalten der Erzählung: der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und die Königin Christina von Schweden sind recht gut charakterisirt; der Verfasser hat sich bemüht, in diesen beiden Charakteren, die sich zur Zeit der Erzählung noch im Alter der Ausreifung befinden, den Keimen nachzuspüren, die zu ihrer späteren Entwicklung führen mußten, — und er hat dies mit unübler psychologischer Verständniß und historischem Sinn



Persischer Teppich. XVI. Jahrhundert.

den Bildern der Florentiner und Deutschen Maler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts entnommen sind. Der bekannteste von diesen ist der Teppich auf der Holbein'schen Madonna (in Dresden resp. in Darmstadt). Zu diesen Anhaltspunkten haben sich allmählig in unseren Sammlungen Originale angefügt, so daß wir jetzt wenigstens mit großer Bestimmtheit sagen können, welche Arten orientalischer Teppiche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Europa üblich waren. Das beweist aber keineswegs, daß man damals im ganzen Orient nur solche, ziemlich einfache, quadratische Muster gehabt hätte; es ist weit richtiger anzunehmen, daß man damals die orientalischen Teppiche ausschließlich oder vorzugsweise aus einem bestimmten Gebiete hergeholt hat, und dies Gebiet kann nach Ausweis der Wiener Ausstellung kaum ein anderes, als die Gegend des Kaukasus gewesen sein. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde das eigentliche Persien dem Handel erschlossen, und von dort kamen seit jener Zeit die herrlichen Stücke, welche auf zumeist dunkelrothem oder braunschwarzem Grunde prachtvoll gezeichnete phantastische Blüten in reichem Rankenwerk zur Darstellung bringen. (Siehe die Abbildung oben links.) Diesen Teppichen begegnen wir das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch auf den Bildern der Niederländer, wie Keiserer und Meieris. Daneben finden sich auch schon gröber gezeichnete, meist in Blau, Roth und Grün behandelte Stücke, welche dann im achtzehnten Jahrhundert auf den Darstellungen der großen Staats-Aktionen fürstlicher Persönlichkeiten überwiegen. In diesen letzteren werden wir wohl nicht fehl gehen, sogenannte Smyrna-Arbeiten zu finden, d. h. Arbeiten von Klein-Asien und Syrien, für welche Smyrna der Stapelplatz war, wo die Holländer, wie erwähnt, Agenturen errichtet hatten, um für die Bedürfnisse Europa's Teppiche herzustellen. Diese älteren Smyrna-Teppiche waren aber in ihrer Zeichnung erheblich schärfer als die moderneren. Die Abbildung in Nr. 11, Seite 87 oben, giebt das Mittelstück eines derartigen, zumeist in Roth, Blau und Gelb gearbeiteten Smyrna-Teppiches aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts.



Türkischer, golddurchwirkter Teppich (sog. Pösenteppeh). XVI.—XVII. Jahrhundert.

gethan. Weniger kraftvoll, aber vielleicht noch gefälliger und anmuthiger als Freese, weiß V. Haidheim zu schildern und zu gestalten. Sie (Haidheim ist das Pseudonym für eine Dame) führt den Leser in das Straßburg des sechzehnten Jahrhunderts und an den Hofhalt Kaiser Maximilians. Die Ausspinnung der romantischen Fabel beeinträchtigt dann und wann die geschichtliche Färbung, die namentlich in Bezug auf die revolutionären Bewegungen des Bundschuh's etwas stärker hätte hervortreten können; dafür entschädigt aber die Verfasserin den weniger historisch-kritischen Leser durch die wechselnde Fülle der Scenerie und die bunt gewebte, stoffreiche Handlung. Freese's Buch ist ein im besten Sinne realistischer historischer Roman, bei V. Haidheim überwiegt das Romantische; beide Werke aber sind eine sehr interessante Lektüre . . .

Nachdruck verboten.

Die Ausstellung orientalischer Teppiche in Wien.

Von Julius Leising.

III.

(Schluß-Artikel.)

Von der Fülle herrlicher älterer Teppiche, welche auf der Wiener Ausstellung einen Saal von großen Abmessungen bis zur Decke heran mit den prächtigsten Werken bedeckt, dürfen wir gewiß eine nachhaltige Anregung für die Fabrication moderner Stücke erwarten. Für diesen Theil der Ausstellung bot Wien einen sehr günstigen Boden. Die nahen Beziehungen Oesterreichs zu der Pforte haben in den letztverflossenen Jahrhunderten eine große Menge von Stücken als Geschenke nach Wien geführt. Es ist bis zum heutigen Tage im Verkehr mit orientalischen Fürsten Sitte geblieben, an Stelle der in Europa üblichen Orden und Auszeichnungen sich gegenseitig wirkliche Werthgegenstände zu verehren, und im Orient dienen hierfür nach uralter Ueberlieferung die Gegenstände der Textilkunst, vor allen Dingen die Teppiche. Von vielen der hier ausgestellten Stücke läßt es sich mit Bestimmtheit nachweisen, wann und für wen sie herüber gekommen sind. Vor Allen war im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dieser Verkehr reichlich ausgebildet. Das schönste Stück der Ausstellung, im Besitze des Hofes, ist ein herrlich in Seide hergestellter Teppich, in dessen Vordertheil Genien mit der persischen Krone eingefügt sind, mit großer Darstellung einer Jagd, welchen Peter der Große Karl VI. zum Geschenk gemacht hat. Dieser Teppich ist, seinem Muster nach zu schließen, unzweifelhaft im sechzehnten Jahrhundert angefertigt, muß also schon manches Mal seit jener Zeit als Tribut, Beute oder Geschenk von einer Hand in die andere gewandert sein. Aus dem Besitze der Familien Schwarzenberg, Wettarnich, Enzenberg, Schönborn u. A. sind die prachtvollsten Stücke hergeliehen, die jämmtlichen österreichischen Museen, die Museen von London, Berlin und Leipzig haben sich betheiliget, vor Allen aber hat der in Wien sehr ausgebildete Teppichhandel aus seinen mächtigen Lagern Alles hergegeben, was nöthig ist.



Türkischer Teppich. XVI.—XVII. Jahrhundert.

Von Smyrna-Arbeit ist auf der Ausstellung nur Weniges vorhanden, dagegen ist mit besonderer Liebe die Abtheilung der eigentlichen persischen Prachtarbeiten des sechzehnten Jahrhunderts gepflegt. Das glänzendste Stück ist der oben erwähnte Jagdteppich. Aber man begnügt sich bei der Herstellung derartiger köstlicher Waare nicht mit der Verwendung von Seide, sondern selbst Gold und Silber wurden eingewirkt, natürlich nicht in aufrecht stehenden Büscheln, sondern in flach gelegter, in sich gemusterter Arbeit. Derartige, jedenfalls auch zu ihrer Entfaltung überaus kostbare Stücke, finden sich außerordentlich selten auf dem europäischen Markte. Kaum irgendwelche Stücke orientalischer Kunst werden von den modernen Sammlern so eifrig gesucht, wie diese Teppiche. Im Besitze der Familie Rothschild in ihren verschiedenen Zweigen ist allerdings eine sehr erhebliche Zahl. Einer derselben, aus dem Besitze des Barons Nathaniel von Rothschild, befindet sich auf der Wiener Ausstellung; ein anderer, aus dem Besitze des Grafen Lobanow, gehörte zur Ausstattung eines Kiosks im alten Serail zu Konstantinopel, und wurde vor etwa zwanzig Jahren mit altem Hausrath als unmodern hinausgethan, um europäischen Mobiliar Platz zu machen. Aus derselben Quelle stammten die drei prachtvollen Teppiche, welche auf der Nachlass-Auktion des Malers Goupil zur Versteigerung kamen, und von denen ein einzelner mit 36 000 Francs bezahlt wurde, Teppiche, welche jetzt für die moderne französische Teppich-fabrication als das höchst erreichbare Vorbild dienen. Gewisse Elemente der Musterung kehren in allen diesen Teppichen wieder; es sind vor Allen die phantastischen Blüten und langen Ranken, dann auch die Thiergestalten, auf welche chinesische Vorbilder einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt haben. Da Persien in jener Zeit im engsten Zusammenhange mit China stand, da vor Allen das chinesische Porzellan vollständig eingeführt und Vorbild für die heimische Fabrication war, so braucht das Eindringen chinesischer Vorbilder nicht weiter zu verwundern; der große Drache, der Vogel Fo, die chinesische Wolke, die wir am Schluß dieses Artikels bringen, sind in einer Fülle von Nachbildungen zu erkennen. Etwas abweichend von dem gewöhnlichen Typus und schwer für uns classificirbar ist der prächtige Teppich, welchen das österreichische Handelsmuseum vor wenigen Jahren von einem orientalischen Händler erstanden hat. Die schlanken, an einander gereihten Blütenbäume mit den dazwischen verstreuten Thieren erinnern lebhaft an die Wandteppiche, welche man im fünfzehnten Jahrhundert in Italien und auch in Deutschland in ganz verwandter Art zu schaffen liebte, ohne daß es darum nöthig wäre, diese beiden Gruppen als Vorbild und Nachahmung anzusehen. In diesem Teppich gewahren wir eine Anlehnung an bezeichnende Naturformen, welche erheblich größer ist, als auf den sonstigen persischen Teppichen. Wir können verfolgen, daß im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts und noch mehr im siebzehnten Jahrhundert, diese Anlehnung an bestimmte Naturformen ernsthafte Fortschritte macht; wir sehen die Hyacinthe, die Tulpe, die Nelke in den Kreis der Formen eintreten, und die Kiefer, die wir auch bereits in früherer Zeit beobachten

können, gewinnt an Lebendigkeit, der Wirklichkeit sich näherender Darstellung.

Die Beobachtungen, welche uns die Wiener Ausstellung ermöglicht, werden uns dahin führen, daß wir nicht mehr diese ganze Gruppe von Teppichen lediglich der persischen Herkunft zuthellen. Es drängt vielmehr zu der Annahme, daß in dem mächtigen türkischen Reiche, welches bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts seinen Sitz in Brussa in Klein-Asien hatte, und ihn Johann nach Konstantinopel verlegte, eine blühende Teppich-Industrie existirt haben muß, welche ihre besten Stücke für den Hofhalt des Sultans lieferte. Wir werden geneigt sein, gerade diese mit naturalistischen Elementen durchsetzten Teppiche dem türkischen Gebiete zuzuweisen. Ob sie in Konstantinopel selbst gemacht sind, oder etwa in Stutari, wo bis in unser Jahrhundert hinein die Sammet- und Goldweberei blühte, das wird zunächst noch dahin gestellt bleiben. (Siehe die mittlere Abbildung.)

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören eben hierher jene in Seide und Gold gearbeiteten Teppiche, welche gewöhnlich nur in der Größe einer stattlichen Tischdecke hergestellt, zu dem Prachtigsten gehören, was Teppichsammlungen, wie z. B. die des Münchener National-Museums, aufzuweisen haben. Für diese Arbeiten hatte man seit einiger Zeit den Namen der „polnischen Teppiche“ aufgebracht, daraufhin, daß im Besitze des Fürsten Czartorski einige Stücke mit dem eingearbeiteten Wappen dieser Familie sich finden, die nach einer Familien-Ueberlieferung durch persische Weber in Polen hergestellt sind. Wenn dies auch bei einzelnen Stücken möglich war, so ist die gleiche Herkunft doch undenkbar für die Fülle von Stücken, wie sie allein die Wiener Ausstellung aufweist. (Siehe die Abbildung oben rechts.) Diese können nur durch Geschenke oder den Handel aus einer Fabricationsstätte gekommen sein, wo derartige in großen Massen hergestellt wurde. Ein gewisses europäisches Element, welches die polnische Hypothese zu begünstigen schien, wird durch Konstantinopel vollständig erklärt, wo sich selbst an den Bauten, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts an, die europäischen Einflüsse deutlich verfolgen lassen.

Für alle hier einschlagenden Fragen ist es dankbarlichst zu begrüßen, daß eine Veröffentlichung der herrlichen Sammlung in Aussicht genommen ist. Die Lichtdrucke, welche zu sehen ich Gelegenheit hatte, sind von der k. k. Versuchsanstalt für Photographie in großer Vollkommenheit ausgeführt, dieselben sollen durch eine Reihe farbiger Tafeln vervollständigt werden.

Es war übrigens höchste Zeit, daß die Feststellung der Typen orientalischer Teppiche in Angriff genommen wurde. Denn seit einem Jahrzehnt leicht anfangend, jetzt aber immer weiter fortschreitend, sehen wir im Orient eine systematische Nachahmung alter Teppichmuster, welche in kurzer Zeit zur höchsten Verwirrung führen muß. Englische und französische Häuser lassen die besten Teppichmuster aus den Sammlungen von London und Paris copiren, schicken diese Zeichnungen oder auch Originalstücke alter Teppiche nach Serahan, oder einem sonstigen Arbeitsgebiet, und dort entstehen mit demselben Material und annähernd denselben Farben, deren sich die Perser vor dreihundert Jahren bedient haben, in Masse diese Copien, die man in kurzer Zeit nur schwer von den Originalen des sechzehnten Jahrhunderts wird unterscheiden können. Dieselbe Bewegung in Indien haben wir bereits erwähnt, aber dort ist die Arbeit so viel gröber, daß eine Täuschung nicht so leicht stattfinden kann. Jedenfalls hat die Wiener Ausstellung zur rechten Zeit eingeseht, um noch festzustellen, was von alter Tradition erhalten ist. Die Veranhalter derselben haben sich um die Kenntniß dieses für die ganze europäische Cultur so wichtigen Gebietes nachhaltige Verdienste erworben.



Chinesische Wolke aus einem persischen Teppich.



Nachdruck verboten.

Schlecht' Wetter. Von P. Bauer. Siehe die Abbildung, Seite 97. — Wer kennt nicht die fatale Situation, in einem Badeorte, in dem man sich amüsiren will, von anhaltend schlechtem Wetter überrascht zu werden! Du liebe Güte, — das ganze Vergnügen, auf das man so sehnsüchtig gehofft hat, schwimmt mit dem plätschernden Regen davon . . . Der erste Blick, mit dem

man den erwachenden Tag begrüßt, gilt dem Himmel. Die bloßen Füße schlüpfen in die Morgenstunde und dann geht's zum Fenster, — man hebt einen Zipfel des Rouleaux vorsichtig in die Höhe, — jagend, fürchtend, hoffend . . . aber ach! der Himmel ist grau, grau, grau, — trostlos grau, genau so grau wie gestern und vorgestern . . . Herzlich kriecht man wieder zurück in das warme Bett und versucht noch eine Stunde zu schlafen. Aber mit dem Schlafe ist es vorbei, — man macht sich gewissermaßen Vorwürfe darüber, in dieser schönen, goldenen Ferienzeit länger zu schlafen, als unbedingt notwendig ist. Plötzlich fahren wir erschreckt im Bette empor; ein leises, monotones Rauschen, ein diabolisches Geräusch für unsere geschärften Sinne, schlägt an unser Ohr. O du grundgütiger Jupiter pluvius, — es regnet schon wieder! — Nun aber erwacht ein wilder Trost in unserer sonst so sanftmüthigen Seele; im Nu sind wir angekleidet, haben den Paletot übergeworfen, den Regenschirm ergriffen und stürzen hinaus auf die Promenade. Jawohl, — dem Regen zum Trost hinaus auf die Promenade! Hundert Andere haben es ebenso gemacht wie wir. Auf der Promenade wimmelt es von verumminten Menschenkindern; aus Kapuzen und Regenmänteln blicken grimmig verzogene Gesichter hervor, — wo man hinsieht, wird allen Regeln des guten Tones zum Hohne vom Wetter und immer nur vom Wetter gesprochen. Am die sogenannte Wettersäule am Ausgange der Promenade haben sich dichte Gruppen vereinigt. Gespannt schauen Aller Augen auf das Quecksilber-Röhrchen des Barometers. „Es fällt immer mehr,“ behaupten die Pessimisten, während die Sanguiniker eine winzige Steigung constatiren zu können meinen. . . . Indessen regnet es fort und fort, — „wird es denn nicht einmal aufhören?“ klagt Comtesse Ada und schlägt die lachlustigen braunen Augen, Schwermuth heuchelnd, zum Himmel auf, unbestimmt darum, daß ein dicker Tropfen auf ihr niedliches Stumpfnäschen patzt. Herr von K. aber, der Saison-Witzbold, der von oben bis unten in Waterproof gewickelt ist, citirt: „Es regnet, was es regnen kann, — es regnet seinen Lauf, und wenn's genug geregnet hat, so hört es wieder auf!“ . . .

Vange Stunden. Von Otto Wolf. Siehe die Abbildung, Seite 101. — Der letzte Akt eines Dramas. Die Mutter tobt krank auf ihrem Schmerzenslager, ihr einziges Töchterchen weinend am Tische, — zwischen Beiden die Seraphim-Gestalt der barmherzigen Schwester, Wunden stillend und tröstend. Bedarf es noch der Worte, um das ergreifende Bild zu erklären? —



Kadstraf auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Nothe Farbe der Wurst. — Kann mir Jemand ein Verfahren mittheilen, wie man Rets- und Schackwürsten eine dauerhaft schöne, frische rothe Farbe geben kann? Die bei uns bereitete Wurst ist sehr wohlfeil schmeckend, sieht aber leider etwas grau aus.

Junge Hausfrau vom Kurischen Haff.

Brumata-Wein. — Dürfte ich wohl um gütige Auskunft bitten, wie man Raupen- oder Brumata-Wein bereitet?

F. A. in Celle.

Ritt für Messerklingen. — Welcher Ritt ist am zweckmäßigsten, um Messerklingen dauerhaft im Griff zu befestigen?

Ida S. in Jchl.

Antworten.

(Auf die besüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Staniol (32). — Bei uns in Berlin wird gutes Staniol gern von größeren Zinnoxyden-Fabriken (z. B. von P. König, C. Friedrichsgracht 18) gekauft. Die Preise richten sich ganz nach der Güte der Waare. Für feine Zinnsolde von Chocoladen, Seifen u. dergleichen erhalte ich 50 bis 60 Pf. für das Pfund, für geringere Sorten weniger. Weinsapseln stehen viel niedriger im Preise; weisse werden mit 6 Pf., bunte sogar nur mit 5 Pf. pro Pfund bezahlt. Wahrscheinlich werden Sie Ihre angesammeltes Staniol auch in München bei Zinnoxidfabriken verwerten können. F. A.

Kerzteppich (64). — Ich fürchte, Ihre Mühe und Geduld beim Sammeln von Korke ist vergeblich gewesen. Wenigstens war das bei mir der Fall. Ich hatte eine Notiz in einer Zeitschrift, daß aus gemahlenem Korke mit siedendem Weisöl, auf einer Unterlage von wasserdichtem Segeltuche, Vinoleum-Stoffe hergestellt werden, dahin verstanden, daß ich nur einige Säcke von Korke in einer Fabrik abzugeben brauche und mir daraus den schönsten Teppich weben lassen könne. So sammelte ich denn frisch darauf los und zog meinen ganzen Bekanntenkreis in Mitleidenschaft. Als ich genug zu haben glaubte, wandte ich mich an die Haupt-Fabrik-Riederlage der Rixdorfer Vinoleum-Korke-Teppiche von Poppe und Wirth, Gertraudenstr. 23, und da erfuhr ich denn eine große Enttäuschung. Man sagte mir, daß nur chemisch reine Korke für die Verwendung fänden, nicht aber gedrahte Korke, die häufig durch Siegelack und stoffliche Reste verunreinigt seien, und daß es bei dem großartigen Betriebe, wobei täglich Waggon-Ladungen verarbeitet würden, unmöglich wäre, auf so kleine, private Wünsche einzugehen. Ein ähnlicher Weisheit wurde mir bei Rosenseld und Co., den Vertretern der Köpnicer Patent-Vinoleum-Fabrik, zu Theil. Einen Teppich habe ich mir aber doch gekauft und meine vergebens gesammelten Korke verbrachte ich nach und nach, mit etwas Petroleum getränkt, beim Feueranmachen statt der Kohlen-Anzunder. Also trösten Sie sich mit mir, gnädige Frau, wenn Ihr Sammel-eifer diesmal nicht den erhofften Erfolg erzielte.

Auch eine Sammlerin in Erkner bei Berlin.

Knochengriffe (64). — Durch mehrstündiges Einlegen in wässrige schwellige Säure werden gelb gewordene Knochen- und Eisenbein-Gegenstände gebleicht. Ein neueres, erprobtes Bleichmittel (welches bereits im vorigen Jahrgange, Heft 13 auf Seite 104 empfohlen wurde), ist Wasserstoff-Superoxyd, das Sie in größeren Drogen-Handlungen oder in der Apotheke erhalten. Die Griffe werden so lange in die Lösung gelegt, bis sie wieder weiß und ansehnlich geworden sind. Durch die Einwirkung des Sonnenlichtes wird der Bleichprozeß beschleunigt. Falls Ihnen das Verfahren gelingen ist, können Sie wesentlich zur Erhaltung des Ansehens und der Farbe beitragen, wenn Sie darauf halten, daß beim Reinigen von Gabeln und Messern die Griffe nie mit heissem Wasser in Berührung kommen. A. A. in Gießen.



Kadstraf verboten.

Verwerthung der Erdbeeren. — Die Verwendung der Erdbeere ist eine äußerst vielseitige. Meist werden sie frisch als Obst genossen und bilden eine höchst gesunde und zuträgliche Nahrung für Gesunde und Kranke, besonders für Kinder. Die Zubereitung geschieht meist mit Zucker oder Milch. Ferner werden die Erdbeeren als Füllung von Törtchen, wie auch zu Confitüren verwendet. Zur Bowle eignet sich wegen ihres starken Aromas neben den Waldbeeren auch die Rostbeere. Zum Einmachen sind bei den Hausfrauen solche Sorten beliebt, die ein festes, mehr butterartiges Fleisch, verbunden mit schönem, kräftigem Aroma besitzen. Zum Confitüren für den Winter empfiehlt sich das Einmachen in Zucker, wobei folgendermaßen verfahren wird: Auf jedes Pfund Erdbeeren wird je 1 Pfund Zucker mit ca. 1/2 Liter Wasser aufgelöst; dann gießt man diesen über die von Stielen und Kelchen befreiten, reingewaschenen und abgetropften Erdbeeren und läßt das Ganze mit Papier zugedeckt, bis zum anderen Tage stehen. Die Erdbeeren werden dann mit dem Zucker auf das Feuer gesetzt, wo man sie 7-8 Minuten lebhaft kochen läßt. Nach dem Abkühlen werden die Früchte mit dem Schaumlöffel aus dem Zucker genommen und in Töpfe gethan; dann wird der nochmals aufgelöste Zucker darüber gegossen. Am nächsten Tage läßt man die Erdbeeren auf einem Siebe abtropfen, löst den Zucker zu einem dünnen Syrup soweit ein, daß er langsam vom Löffel abtropft, fügt die Früchte hinzu, läßt sie noch einmal leicht aufkochen und füllt sie dann heiß in Gläser, welche nach dem Erkalten mit Papier bedeckt und mit Blase zugedunden werden. Der Syrup ist, mit Wasser vermischt, ein sehr angenehmes Getränk. — Erdbeersaft wird dargestellt, indem man schöne reife, gut gereinigte Früchte in eine Terrine thut; zu 1 1/2 Liter Erdbeeren kocht man darauf 1 Pfund Zucker mit etwa 1/2 Liter Wasser zu einem Syrup, gießt diesen heiß über die Erdbeeren, läßt sie erkalten und deckt sie fest zu. Nach 24 Stunden preßt man den Saft leicht durch ein Tuch, läßt ihn noch einige Stunden stehen, gießt ihn von dem Bodensatz behutsam ab, füllt ihn auf Flaschen, verschließt diese mit Pfropfen, überbindet diese kreuzweise mit Bindfaden und läßt sie im Wasserbade etwa 10 Minuten kochen. Nach dem Erkalten werden die Flaschen gut versiegelt. — Um Erdbeer-Marmelade zu bereiten, verfährt man in folgender Weise: Man reicht die reifen Erdbeeren roh durch ein Sieb, fügt auf jedes Pfund Erdbeerbrei 2/3 Pfund gestohlenen Zucker hinzu und kocht beides zusammen auf nicht zu starkem Feuer unter stetem Rühren zu einem Rufe ein. Man darf dasselbe aber nicht zu kurz einkochen, weil es sonst sowohl die Farbe, wie auch seinen

Kadstraf verboten.

Practische Winke für die Reise.

Schweizer-Reisen unternimmt man zwischen Mitte Mai und Mitte September; vor und nach dieser Zeit gehe man an die italienischen Seen. Für Hochgebirgs-Touren, Tisli, Aeggischorn u. dergleichen wähle man Juli und August, je nachdem die Schneeverhältnisse es erlauben.

Reist man zum Vergnügen, d. h. will man in kurzer Zeit viel sehen, so ist die Grundbedingung, daß man bei Antritt der Reise gesund und nicht ermüdet ist; will man aber eine körperliche Erholung suchen, so thut man am besten, sich an zwei oder drei verschiedenen Orten in Pension zu geben, und von diesen Plätzen Ausflüge zu machen. Bleibt man fünf bis sieben Tage in dem gleichen Hotel, so berechnet der Wirth eine Gesamtsomme pro Tag und Person, was selbstredend billiger ist, wie das beständige Wandern von Ort zu Ort. Dabei hat man manche Vortheile, z. B. als „Mferbewohner“ das Recht auf Bezug von Abonnements für Dampfschiffe u. dergleichen. Als solche Pensionplätze eignen sich vorzugsweise etwa die folgenden: Interlaken, Luzern, Brunnen, Pontresina, Andermatt, Zermatt, Wiesen, Vevey, Vevey u. dergleichen. In den Pensionen wechseln, je nach der eleganten Einrichtung, von 4-15 und mehr Francs für Zimmer, Frühstück, Mittag- und Abendessen. — Gepäck nehme man so wenig wie möglich mit. Bleibt man auf der großen Straße, so braucht man keine andere Toilette, wie die gewohnte; will man Touren ansführen, die nicht bis zur Schneegrenze gehen, so wird ein festes Kleid von Wollstoff mit einer Kattunbluse und ein besseres für die Mittagstische genügen. Dazu Weiszeug zum Wechseln, einen starken Schirm, ebensolche Stiefel, wollene Strümpfe, Plaid, Schutzhut mit Schleier, blaue Creme und etwas Baseline gegen die aufspringende Haut. Damit hält man drei bis vier Wochen aus; auch bekommt man überall das Nothwendigste zu kaufen. Da es sich oft empfiehlt, das Gepäck per Post zu schicken, so verweise man nicht einige Stiletten für die anzuhängenden Adressen. Ein Paß ist nur bei Geldsendungen nöthig. Das Frankengeld wechselt man am besten im Heimathorte.

Für eine kurze Reise von acht bis zehn Tagen ist die folgende Tour sehr beliebt:

1. Tag: Ueberrachten in Schaffhausen, Rheinfall, Fahrt bis zum mittleren Felsen, zu Mittag nach Zürich. Fahrt mit Wagen durch die Stadt, dann bei klarem Wetter Eisenbahn auf den Uetli. Am Abend Concert am See oder Theater.

schönen Geschmack verliert. Wenn das Mus breit und gallertartig von dem Löffel fällt, nimmt man es vom Feuer, füllt es heiß in Töpfe oder Gläser, bedeckt es nach dem Erkalten mit in Rum getauchten Papierblättern und bindet die Gläser mit festem Papier oder einer Blase fest zu. — Die Bereitung von Erdbeerwein ist verhältnismäßig kostspielig und nur in besonderen Fabriken rentabel, weshalb hier von einem näheren Eingehen auf diese Verwendungsweise abgesehen wird. E. A.

Fenster-Vorhang aus Cigarrenbändchen. — Der Liebesherrlichkeit einer Letzerin verdanken wir den eigenartigen Vorhang, der eine neue Verwendung des in letzter Zeit so beliebten Materials zeigt. Die Cigarrenbändchen sind gelb gewährt, mit Ausnahme die im Vereine mit zwei anderen, je 4 Cent. breiten Seidenbändern, die untere Rand-Verzierung ergeben. Abweichend von der gewöhnlichen Art, die Cigarrenbändchen mit einander zu verbinden, dient hier als Halt derselben ein mit gelber Nähseide gearbeiteter Filet-Streifen von 126 Cent. Breite zu 212 Cent. Länge, an welchem die einzelne Masche 1 1/2 Cent. Durchmesser hat. Um das den Filet-Grund bedeckende gerade und zackige Streifenmuster zu erzielen, sind die Bändchen durch die Maschen hindurchzuleiten; dem oberen Rande und den beiden Seitenrändern ist



je ein Cigarrenband glatt aufgesetzt, während an dem unteren Rande kreuzweise geknotete, 20 Cent. lange Bandschlingen den Abschluß bilden. Die Arbeit ist amüsant und raschfördernd; dabei ist das Material nicht umfangreich und sehr leicht, sodas es sich bequem auf Reisen mitführen läßt. Gleichzeitig erinnern wir an die Notiz in der „Redactions-Post“ der Nr. vom 19. April d. J., welche nähere Angaben über Maße und Preise der Cigarrenbändchen enthält, die durch die Firma W. Herrmann Müller, C. Neue Friedr. 9 zu beziehen sind. E. A.

2. Tag: Von Zürich nach Zug, mit Dampfschiff über den See bis Arth, kurze Eisenbahnfahrt nach Goldau und mit Bergbahn auf den Rigi-Kulm.

3. Tag: Sonnenaufgang auf Rigi; hinunter mit Bergbahn nach Vignau, mit Schiff via Brunnen auf Tellplatte. Zwanzig Minuten Spaziergang nach Fällien zu auf der Aeggschorn, bis zu den Gallerien und zurück zu Fuß (oder Schiff) nach Brunnen.

4. Tag: Von Brunnen mit Gotthardbahn nach Göschenen, eine Stunde Fußwanderung nach Andermatt, auf dem gleichen Wege zurück nach Brunnen.

5. Tag: Von Brunnen mit Schiff nach Refflen und mit Drahtseilbahn nach Bürgenstock, oder nach Alpnach und mit Bahn auf Pilatus. Abends Luzern.

6. Tag: Luzern ansehen, mit Eisenbahn über den Brünig nach Giesbach; am Abend Beleuchtung der Wasserfälle.

7. Tag: Nach Reiringen, Roientau, große Scheide, Grindelwald; starke Tagesstour, eventuell zu Pferde, aber nur bei gutem Wetter lohnend. Von der großen Scheide läßt sich die Besteigung des Faulhorn ausführen; dann muß ein Tag eingeschoben werden.

8. Tag: Grindelwald (der Gletscher liegt am Wege vom Tage vorher), nach der kleinen Scheide, Wengenalp, Lauterbrunnen und Staubbach; ebenfalls starke Tagesstour zu Fuß oder zu Pferde.

9. Tag: Interlaken, Heimwehfluh.

10. Tag: Ueber den Thuner See, bis Bern oder Basel. Will man über den Rhonegletscher gehen, so kehrt man am vierten Tage nicht nach Brunnen zurück, sondern wendet sich von Andermatt nach der Furka und dem Rhonegletscher-Hotel. Dann folgt

5. Tag: Die Rinnewand hinauf nach der Grimsel, über Handed nach Meiringen, und entweder weiter wie oben und zum Schluß nach Luzern zurück oder 1) Rhonethal abwärts bis Visp und in's Thal von Zermatt oder 2) bis Martigny und in's Thal von Chamouny oder 3) nach Binisch und auf's Aeggischoru und über den Aletschgletscher nach Bellalp. Jede dieser Seitentouren verlangt mindestens drei Tage. Man kommt immer auf das Rhonethal zurück, so muß man über den Genfer See fahren.

Eine Reise in die Centralalpen läßt sich wohl mit einer solchen in's Engadin verbinden (über Oberalp), aber man thut besser, diese für ein anderes Jahr aufzuschieben. Der Eindruck sind zu viele in kurzer Zeit! Dagegen ist es leicht, von Zürich aus nach der Ostschweiz zu kommen, d. h. einen Tag für Glarus, Vintthal, Leisalp und einen zweiten für Kernzer Berg (Mollis bis Mählehorn) mit Ueberrachten in Ruzuz und am dritten Tage nach Zürich zurück. — m —

